

Alltag im Rheinland / 2019



*...un
tschö!*

ALLTAG IM RHEINLAND

Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde des
LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte (ILR)

Eine Jahressgabe für ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

2019

Redaktion:

Katrin Bauer, Georg Cornelissen, Gabriele Dafft, Dagmar Hänel
unter Mitarbeit von Sarah Puckert und Charlotte Rein



Aus der Redaktion 4

AAL-BECK

Von Aal bis Zimtzicke 6

Frauen im Otzenrather Wörterbuch
von Eva Schmitt-Roth

De Beck – eine internationale Wortgeschichte 18

Spracharchäologie und Sprachvergleich
am Beispiel eines rheinischen Dialekt-
wortes mit lateinischen Wurzeln
von Louise Beckschulte

HIPPELAND – JECK

Ruhrdeutsch und Ruhrplatt 24

Karten und Überlegungen zur
Sprache im Ruhrgebiet
von Georg Cornelissen

Korrekte Kostüme? 30

Über den Ausnahmezustand Karneval
und seine Verkleidungen
von Gabriele Dafft



KAPELLE – KUMPEL

Von der Notkapelle zum Museumsobjekt 46

Die evangelische Versöhnungskirche
aus Overath
von Dagmar Hänel

Eine neue sprachliche Heimat finden 56

Arbeitsmigration und regionale Sprache
von Charlotte Rein

MAI-OUT – MANNOMANN

Woodstock am Niederrhein! 66

Das Mai-Out in Rheinhausen-
Friemersheim von 1970 bis 1975
von Susanne Sommer

Körrenzig reloaded. 73

Dreh einer Filmdokumentation
zum 175. Jubiläum des Junggesellen-
vereins
von Andrea Graf

POTT – SCHUHNSRIEMEN

Maciejewski wird zu Matthöfer. Namensänderungen 81

von Heinz H. Menge



**Schub(n)sriemen – eine Grammatik-
karte 86**

Zur arealen Verbreitung eines
Grammatikphänomens
von Sarah Puckert

VEZÄLLE – ZOCKEN

**Teilhaber und Träger von Erzähl-
überlieferungen 93**

Das Beispiel „alter“ Erzähler und
Erzählerinnen in Alltagsüberlieferungen.
Über immanente Erzähler und Erzäh-
lerinnen
von Helmut Fischer

Jiddisch und Rotwelsch 102

von Peter Honnen

TIPPS UND TERMINE

LESEN

Raubilder – Raumklänge 107

Prediger, Charismatiker, Berufene.
Rolle und Einfluss religiöser
Virtuosen 108

Die Weihnatskrippe 109



Neues Bauen im Rheinland. 110

Ein Führer zur Architektur der
klassischen Moderne.

Kölsch. Porträt einer Sprache 112

**Wörterbuch Achterhoek-Liemers,
Band 11 113**

KLICKEN

**Das Wissensportal
„Sprache im Rheinland“ 114**

**Sprachforschung mit der App
„Lingscape“ 117**

HINGEHEN

**Fotografie in der Weimarer
Republik 118**

**Bartning. Bartning. Bartning.
Architekt der Moderne 119**

Neue Literatur 120

Bildnachweis 124

Impressum 128



Beie Arbeit.

Aus der Redaktion

Aus der Redaktion unserer Zeitschrift ist in diesem Jahr Peter Honnen ausgeschieden. Bis 2018 hat er als Redakteur viele Jahrgänge von „Alltag im Rheinland“ (AiR), zuvor „Wir im Rheinland“ (WiR) und davor „Volkskultur an Rhein und Maas“ (VRM), betreut. Erstmals taucht sein Name in der Nummer 2/1988 der VRM auf.

Der vorliegende Jahrgang ist zum Dank dem bisherigen Mitredakteur gewidmet. Enthalten sind Beiträge heutiger Redaktionsmitglieder und weiterer Mitarbeiter*innen unseres LVR-Instituts sowie Aufsätze Dritter, die Peter Honnen in besonderer Weise verbunden sind. Bei

der Themenwahl gaben oft Bezüge zum Leben oder zu Arbeitsthemen Peter Honnens den Ausschlag.

In Fotos, deren älteste in den 1980-er Jahren aufgenommen wurden (von daher: schwarzweiß), spiegeln sich Stationen seines Arbeitslebens wider. Als Peter Honnen noch während des Studiums hier anfang, trug unser Institut den Namen „Amt für rheinische Landeskunde“ (ARL), im internen Jargon kurz: das „Amt“.

Wir danken Peter Honnen für die kollegiale, konstruktive Zusammenarbeit. Alles Gute ... *un tschö!*

Von Aal bis Zimtzicke

Frauen im Otzenrather Wörterbuch

von Eva Schmitt-Roth

Der Geschichtskreis Otzenrather Spenrath nahm sich vor wenigen Jahren einer losen Mundartwörter-Sammlung an, die nach der Umsiedlung durch den Braunkohletagebau Garzweiler II zusammengetragen worden war. Sie war der Grundstock für das 2018 veröffentlichte Otzenrather Wörterbuch, an dem sechs Autoren und eine Autorin mitgewirkt haben. Als Autoren werden die Dame und die Herren in der Einleitung namentlich genannt. Da es ein Gemeinschaftsprojekt war, gibt es keinen Einzelautor, der dem Titel des Wörterbuchs vorangeht. Das ist in der rheinländischen Wörterbuchlandschaft eher die Ausnahme. Hier dominieren Männer als Verfasser der Ortsmundart-Wörterbücher, deren Namen in der Regel im Titel genannt werden. Der Rhein-Kreis Neuss verfügt über eine der wenigen Wörterbuchautorinnen, nämlich Sophie Tremblau, die eine Wörterliste „Von Aap bis Zubbel“ für die Neusser Mundart zusammengestellt hat, also nicht weit entfernt von Otzenrath.

In Otzenrath wurde die ursprüngliche Mundartwörter-Sammlung, die sogenannte „Zettelwirtschaft“, von einer Ehe-

frau eines Mitautors in den PC eingegeben. Hier haben wir also schon die zweite Frau, die an der Genese des Werkes mitgewirkt hat. Da ich in der Endphase des Wörterbuchs dazu gestoßen bin, um bei lexikographischen und redaktionellen Fragen zu helfen, gehöre ich ebenfalls zur weiblichen Belegschaft dieses Unternehmens. Doch weder die Schreibkraft noch die Lexikographin haben Einfluss auf die Wortwahl genommen, aber die genannte Autorin.

Ansichts dieser traditionellen Dominanz von Männern in der Mundartlexikographie lässt sich die Frage stellen, ob und inwieweit sich das auf die inhaltliche Gestaltung auswirkt. Das wäre eine größere Untersuchung. Am Beispiel des Otzenrather Wörterbuchs möchte ich einmal exemplarisch Wörter, die auf Frauen Bezug nehmen, unter der Fragestellung betrachten, welches Frauenbild entsteht, wenn diese wie Puzzlestücke zusammengesetzt werden.¹

Das Otzenrather Wörterbuch ordnet seine Wortartikel in alphabetischer Reihenfolge. Dem mundartlichen Stichwort

folgt seine standardsprachliche Übertragung, der wiederum regelmäßig mundartliche Beispielsätze folgen, die ebenfalls in die Standardsprache übertragen werden und die Mundartwörter in ihrer Anwendung vorstellen und damit die Bedeutung vertiefen. Diesem Wörterbuchaufbau entsprechend finden Frauen an verschiedenen Stellen im Wörterbuch Erwähnung. Gesucht wurden also Wortartikel, in denen *Frau* als ganzes Wort oder Teil eines Wortes auftaucht, wie auch darüber hinaus weibliche Pronomina in Mundart und in den standardsprachlichen Übertragungen. Gefunden wurden zum einen Bezeichnungen für Frauen, die direkt über die Worteinträge auffindbar sind. In solchen Artikeln geben die Beispielsätze dann Einblick in die inhaltlichen Nuancen, die mit diesem Wort verknüpft sind. Zum anderen gibt es eine Reihe von Beispielsätzen, die nicht an ein frauenspezifisches Stichwort gebunden sind, sondern zu einem anderen Zusammenhang gehören. Auch von hier ergeben sich Einblicke in den Alltag der Frauen und wie dieser wahrgenommen wird.

Das Otzenrather Wörterbuch soll also als Quelle genutzt werden, um ethnologischen oder hier im Besonderen soziologischen Fragestellungen nachzugehen. In welchem sozialen Rahmen sind Frauen eingebunden, welche Rollen können sie einnehmen und wo sind ihre sozial vorgegebenen Grenzen?

Wie die meisten Ortsmundartwörterbücher bietet das Otzenrather Wörter-

buch nicht den mundartlichen Gesamtwortschatz. Jedoch bietet diese Auswahl aus dem allgemeinen Mundartwortschatz genügend Stoff für eine kleine Studie, die aus lexikologischer Sicht dem Thema der sprachlichen Repräsentation zum „gender trouble“, wie er von Judith Butler treffend bezeichnet wird, nachgehen kann.

Allgemeine Frauenbezeichnungen

In der Mundart von Otzenrath werden Frauen allgemein wie im Standarddeutschen als *Frau* bezeichnet. Das Wort begegnet in einigen Beispielsätzen und zusammengesetzt im Artikel mit dem Stichwort *Wittfrau/Wittmann*. Als Gegenteil vom Mann wird das Wort *Fromingsch* verwendet. Hier hat noch keine Diphthongierung stattgefunden, womit es auf die ältere Wortform *Fro* verweist:

„**Fromingsch** Frau – von *Wiggem hann ech jedeiht, datt es enne Ki-äl, ävver et wo-ar e Fromingsch* (von Weitem habe ich gedacht, es wäre ein Mann, aber es war eine Frau)“².

Im Wörterbuch finden sich auch veraltete Frauenbezeichnungen wie *Möhne* und *Wiever*. So lebt die nicht mehr gebräuchliche Anredeform für ältere verheiratete Frauen *Möhne* im Otzenrather Karnevalsbrauch weiter fort:

„**Möhne** alte Frauen, Weiber – *Altwiefer sint de Möhne loss* (an Altweiber sind die alten Weiber los – im Karneval verkleiden sich die Frauen als alte Weiber am Donnerstag vor Rosenmontag)“³.

Der Wortartikel *Wiever* verweist auf den von abwertenden Vorurteilen begleiteten Bedeutungswandel, mit dem die früher wertneutrale Bezeichnung für Frauen mittlerweile auch in der Mundart einhergeht:

„**Wiever** Weiber – *die Wiever sinnt bem Árbeede all wi-er am blattsche* (die Weiber sind beim Arbeiten schon wieder am klatschen)“⁴.

Weibliche Vornamen als frauenspezifische Schimpfnamen

Im Singular findet sich darüber hinaus noch die Gruppe der ein- bis zweiseilbigen Frauenvornamen, die als abfällige Bezeichnung für Frauen verwendet werden. Die Verwendung weiblicher Vornamen als Schimpfnamen wie *Trina*, die Kurz-

form von Katharina, *Trulla*, deren Herkunft nicht eindeutig ist, und *Tusnelde* einschließlich der Kurzform *Tussi*, teilt das Otzenrather Wörterbuch mit der im Duden festgehaltenen Umgangssprache. In der Namenforschung gibt es die These, dass aus der Mode gekommene Vornamen noch längere Zeit beim Dienstpersonal und in ländlichen Gegenden benutzt wurden. In der bürgerlichen Oberschicht galten veraltete Namen in der Zwischenzeit bereits als soziale Marker der Unterschicht und waren mit entsprechenden Vorurteilen verknüpft.⁵

Frau und Familie

Einigermaßen unbehelligt von negativen Vorurteilen bleibt die Frau im familiären Rahmen als (Groß-)Mutter. Im Wörterbuch werden in den Beispielsätzen die



Verwandtschaftsbezeichnungen *Tochter*, *Tante*, *Patentante*, *Großmutter*, *Mutter* und die *Ehefrau* genannt. *Großmutter* und *Mutter* tauchen mehrmals auf. Die mit diesen beiden mütterlichen Verwandtschaftsbezeichnungen verbundenen Beispielsätze erfolgen aus kindlicher Sicht. Höchstes Lob erhalten Großmutter und Mutter's Küche:

„– *futtern be Muttern es et Beeste op Ähd* (essen bei der Mutter ist das Beste auf der Welt)“⁶.

Im Nebenbei erinnert die Aussage auch daran, dass die Zubereitung der Mahlzeiten eine Angelegenheit der Frauen ist.⁷ Mütter und Großmütter erscheinen überwiegend als positiv besetzte Bezugspersonen der (Enkel-)Kinder. Dass diese Bindung auch traditionell verankert ist, zeigt der Artikel *Mehlänger*, wo als Beispielsatz ein Kinderlied zitiert wird: „Modder, Modder, osse Mehlänger es du-et“⁸. Die Mutter ist hier die erste, zu der die Kinder mit ihrer traurigen Nachricht laufen. Losgelöst von der sentimentalischen Kinderperspektive enthält das Otzenrather Wörterbuch auch die kritische Sicht auf die Mutter-Kind-Bindung, die sich als Lebensweisheit in der Form des tief sinnigen Sprichworts im Artikel *Ühl* Gehör verschafft:

„– *jede aal Ühl mennt, i-er Ühlche wö-ar e Dävche* (jede alte Eule meint, ihr Eulchen wäre ein Täubchen [...])“⁹.

Wenn die Kinderperspektive wegfällt, wird die Frau als Lebens- und Ehepartne-

rin mit anderen Augen wahrgenommen. Bis zur Hochzeit und damit dem Eintritt in den Familienverbund wird die Frau als anziehendes Wesen aus Sicht des werbenden Mannes wahrgenommen.

„– *haste datt lecker Mädche jesenn* (hast du dieses hübsche Mädchen gesehen)“¹⁰.

Dann gilt es erst einmal: um eine Frau muss man werben.¹¹ Ist sie erobert, werden die Regeln des Zusammenlebens festgelegt – im Otzenrather Wörterbuch durchaus mit ironischem Unterton:

„– *ech bestemm, watt op de Ähd passeert, ävver em Huus hat ming Frau et Saare* (ich bestimme, was auf der Erde passiert, aber im Haus hat meine Frau das Sagen)“¹².

Nun kommt dem Mann die Rolle zu, seine ihm zugehörige Frau vor sexuellen Übergriffen anderer zu schützen:

„**Fottfenger** Dreckfinger – *Loss die Fottfenger von ming Frau* (lass deine Dreckfinger von meiner Frau)“¹³.

Als Lebenspartnerin und Ehefrau kann mit zunehmenden Alter aus ihr dann die *Aal* oder als Variante dazu die *Olle* werden:

„**Olle** Alte, Alter für Ehefrau, Ehemann – *ming Olle paaß op de Möbel op* (meine Ehefrau passt auf die Möbel auf, sie sitzt zu Hause, während ich auf Tour bin), *minge Olle kann mech d'r Puckel eraff*

rutsche, ech maach mech och Freud (mein Ehemann kann mir den Buckel herunter rutschen, ich vergnüge mich auch)“¹⁴.

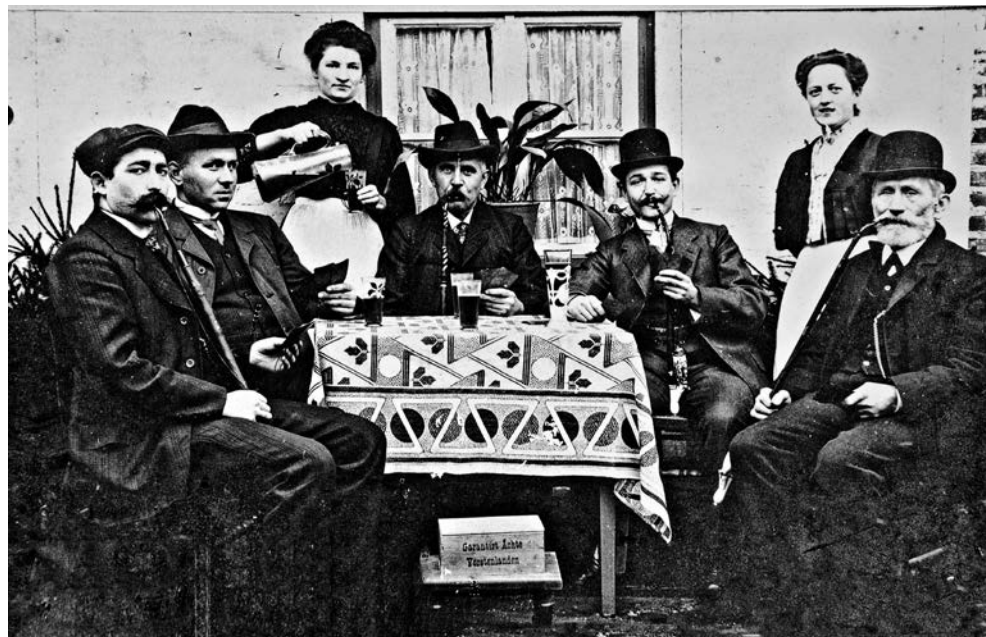
Olle ist eine für beide Geschlechter vorgesehene Bezeichnung. Männer- und Frauenperspektive, wie sie in den beiden Bedeutungssätzen vorgestellt werden, stehen in einem deutlichen Kontrast. Vor allem ist es die Frau, die mit der ihr zugewiesenen Rolle als brav auf ihren Mann wartender Hausfrau nicht mehr einverstanden ist. Für einen kurzen Moment blitzt dann auch die Emanzipation im Mundartwörterbuch auf.

Diese Spuren eines modernen Frauenbildes werden jedoch gering bleiben, da im Wörterbuch eher die Sprachwelt und der

Alltag der Eltern- und Großelterngeneration dargestellt werden. Das zeigen auch die Erwerbsmöglichkeiten für Frauen, die hier in Wortartikeln erwähnt werden. In Beispielsätzen wird an einer Stelle die Kellnerin und an anderer Stelle die Näherin genannt, die in der damals ansässigen Textilfabrik arbeitete. Lediglich gibt es für die Haushälterin und die *Wäschwiewer* je einen eigenen Artikel. Es sind die in der Vergangenheit für Frauen typischen Erwerbsmöglichkeiten, die alle in einem Abhängigkeitsverhältnis standen.

Von Stärken und Schwächen

Neben den allgemeinen Frauenbezeichnungen, von *Wiewer* bis *Tussi*, die mit unterschiedlicher Wertigkeit versehen sind, und den Frauenbezeichnungen innerhalb der Familie, gibt es viele Bezeichnungen,



die auf bestimmte Eigenschaften und Wesensmerkmale zielen. Bei diesen Wörtern ist eine eindeutige Häufigkeit in bestimmten Themenbereichen zu erkennen, gewissermaßen die verbale Vorratskammer für feststehende Vorurteile. Auch Gislinde Petersen hat am Ende ihrer Dissertation über Wortbildungsaspekte rheinländischer Frauenbezeichnungen die am häufigsten an ihnen kritisierten „Fehler und Untugenden“ aufgelistet. Wie im Otzenrather Wörterbuch stehen auch in ihrer Arbeit an erster Stelle „die Klatschsüchtigen“ und an zweiter Stelle „die Streitsüchtigen“.¹⁵

Die Frau als kritische Instanz oder die schwatzhaften Weiber

Als frauentypische Eigenschaft listet das Wörterbuch einige Wörterbuchartikel zum Themenkreis weiblicher Kommunikation auf. Es ist vor allem das Gespräch unter Frauen, dessen Bild bei den Wortschöpfungen wie auch Beispielsätzen im Hintergrund erkennbar wird:

„**Wiewer** Weiber – *die Wiewer sinnt beim Ärbeede all wi-er am blattsche* (die Weiber sind beim Arbeiten schon wieder am klatschen)“¹⁶.

Blattsche lautmalerisch wie *klatschen* verweist auf die etymologische Herkunft des Begriffs, der auf die Zeit des Wäschewaschens vor der Erfindung der Waschmaschinen zurückzuführen ist, als die nasse Wäsche noch mit der Hand auf den Stein geklatscht wurde. Wäschewaschen war Frauensache, die in der Regel mit mehreren Frauen stattfand. Es war kei-

nesfalls nur ein geselliges Zusammenkommen, sondern bedeutete harte Arbeit. Von *blattsche* abgeleitet ist auch das Wort *Blatsch*, das im Wörterbuch mit ‚Tratschtante‘ wiedergegeben wird.¹⁷ In Zeiten, bevor das Zeitungslesen Normalität wurde, hatte das gemeinsame Waschen auch eine sozial kommunikative Funktion. Hierbei wurden Informationen ausgetauscht und gleichzeitig Zugehörigkeit zur sozialen Gemeinschaft hergestellt.

Doch über was gesprochen wird, das wissen nur die Frauen. Den Stoff fürs *blattsche* bot natürlich der Wohnort mit all seinen kleinen Skandalchen.

„**Wäschwiewer** Waschweiber – *be de Wäschwiewer witt wi-er üvver alles je-kallt* (bei den Waschweibern wird wieder über alles hergezogen)“¹⁸.

Auch die Wörter, die die Redseligkeit der Frauen zum Ausdruck bringen, wurden anscheinend gerne mit Lauten von zur Hauswirtschaft zählenden Haustieren gestaltet, wie das Wort *Schrahtel* ‚geschwätziges Weib‘, das auf *gackern* und *schnattern* zurückzuführen ist.¹⁹ Der Lockruf der Hühner stand Pate beim Wort.

„**klucke** zusammenhocken und sich austauschen unter Frauen“²⁰.

Die den Redeschwall imitierende Lautung *babel* wurde im nachfolgenden Stichwort kombiniert mit der abfälligen Bezeichnung des menschlichen Sprechorgans:

„**Babbelschnüss** Schwätzer(in) – *die Babbelschnüss kann kenn Minüt de Schnüss halde* (der Schwätzer kann keine Minute ruhig sein)“²¹.

Und hier zeigt sich, dass das Schwätzen keineswegs nur den Frauen vorbehalten ist. Was bei Gesprächen unter Frauen Thema gewesen sein kann, ist im Wörterbuch nicht belegt. Doch der Beispielsatz im Artikel *Malörche* könnte durchaus in solchen Gesprächskreisen ein Thema gewesen sein:

„**Malörchen** uneheliches Kind – *dä Mann wu-ar lang op Montasch, jetz hat sing Trulla e Malörchen* (der Mann war lange Zeit auf Montage, jetzt hat seine Frau ein uneheliches Kind)“²².

Verhalten, das gegen die Norm verstößt, wird nicht nur innerhalb dieser Frauengemeinschaft missachtet. Mit dem entsprechenden Vokabular wird es geächtet und die Verurteilung erfolgt in den Formulierungen gerne mit Hohn und Spott, als wäre es für ein größeres Publikum vorbereitet. Dieses sozial ausgerichtete verbale Korrektiv wird von Frauen wie Männern bedient. Das Wort und besonders das Schimpfwort kann hier durchaus die Qualität einer verbalen Waffe erlangen. Die näheren Bedeutungserläuterungen solcher Schimpfwörter erfolgen im Otzenrather Wörterbuch in den Beispielsätzen, wo die Beurteilung in der Regel aus der Sicht von außen vorgenommen wird. Es ist in der Regel nicht erkennbar, ob nun zwei Männer, zwei Frauen oder ein Mann und eine Frau ihre Urteile abgeben.

Die Skepsis gegenüber einer kollektiven *Wäschwiever*-Instanz lässt nicht lange auf sich warten und hat durchaus System. Dafür stehen die beiden Artikel *Bejinne* und *Qui-esel*, die sich aufgrund ihrer Herkunftsgeschichte mit niederländischen (Dialekt-)Wörtern überschneiden.

„**Bejinne** Betfrauen – *Bejinne sind net so wie se schinge* (Betfrauen erscheinen oft frommer, als sie in Wirklichkeit sind)“²³.

„**Qui-esel** scheinheilige Betschwester – frömmelnde, bigotte Frau“.

Die Bezeichnung *Begine* geht zurück auf eine christliche Frauenbewegung, die sich im 13. Jahrhundert bildete. Ihr gehörten Witwen und nicht verheiratete Frauen aus vermögenden Familien an. Im Wörterbuch von Grimm wird auch auf die nll. Bezeichnung „queezel – alte jungfer, scheinheilige“ verwiesen.²⁴ Beginen sicherten ihr Vermögen, ihr Erbe oder ihre Mitgift, indem sie es ihrer Gemeinschaft zur Verfügung stellten, und nicht, wie in einem Klosterorden üblich, der Kirche spendeten, was auf Seiten der Kirche für Feinde sorgte. Das von anderen Institutionen unabhängige selbstbestimmte Zusammenleben in einer christlichen karitativ ausgerichteten Frauengemeinschaft, wie es die Beginen praktizierten, traf auf immer größere Skepsis unter den Zeitgenossen, die im Zeitalter der Inquisition sogar bis zur ihrer Verfolgung führte. Dementsprechend zeichnet die Doppeldeutigkeit der zitierten Wörter die Einstel-



lung nach, die die Gesellschaft gegenüber dieser Frauengemeinschaft einnahm.²⁵ Die Verkehrung ins Gegenteil findet auf der Ebene der Wortbedeutung statt: Als ursprüngliche Bezeichnung für eine fromme Betfrau steht das Wort heute auch für eine bigotte Heuchlerin. Diese zwei winzigen Wortartikel geben einen Hinweis, wie nachhaltig die allgemeine – auch von Frauen mitgetragene – Ablehnung solcher Frauen war, die eine selbstbestimmte von Männern und ihren Institutionen unabhängige Lebensform wählten.

Die dominanten und aufsässigen Frauen

Neben den schwatzhaften Frauen sind es die starken bis dominanten Frauen, die mit ihren Verbalattacken zur Zielscheibe kritischer Kommentare wie auch einiger abfälliger Schimpfwörter werden.

Asterant wird eine herrschsüchtige Frau in Otzenrath genannt. In den benachbarten niederländischen Dialekten wird mit dem gleichen Wort eine selbstbewusste, freche Frau bezeichnet. Anscheinend können unterschiedliche Sichtweisen gleiches Verhalten unterschiedlich werten. Eindeutig wenig schmeichelnd ist das Schimpfwort *Zimtzicke* als abwertende Bezeichnung für eine schnippische Frau:

„**Zimtzicke** schnippische Frau – *die Zimtzicke blieb dech kenn Wü-adscholdich* (diese schnippische Frau bleibt dir kein Wort schuldig)“²⁶.

Ziegen-Schimpfwörter werden im Wörterbuch an anderer Stelle mit *hippe* gebildet, so dass davon auszugehen ist, dass das Wort *Zimtzicke* aus der allgemeinen Um-

gangssprache übernommen wurde. Rückblickend auf die Wortgeschichte ist hier das Bild der meckernden Ziege mit dem Wort *Zimt* verbunden, das im 19. Jahrhundert als Bezeichnung für wertloses Zeug verwendet wurde, in der Gaunersprache indes über-regional als Deckwort für Gold oder Geld stand. *Zimtzicke* ist hier die Frau, die sich über die wertlosesten Dinge aufregt bzw. meckert. In Otzenrath hingegen hat sich diese Bedeutung verschoben, hin zu einer selbstbewussten mit Widerworten nicht sparenden Frau, inhaltlich vergleichbar mit der nl. Bedeutungsvariante von *asterant* ‚selbstbewusst, frech‘.

Die negative Steigerung dieses Verhaltens von Frauen ist im Wort *Krant* enthalten:

„**Krant** zänkisches Weib – *hann ech Jlöck jehatt, datt ech net sone Krant jehierot hann* (ich habe Glück gehabt, dass ich nicht so ein zänkisches Weib geheiratet habe)“²⁷.

Der Wortartikel gibt damit den Blick frei auf die Schattenseiten eines Ehelebens, das aus der Sicht eines nicht betroffenen Ehemannes wiedergegeben wird. Eine Variante dieses gefürchteten Frauenverhaltens ist im Wortartikel *Schennoos* wiederzufinden. In diesem Schimpfwort kombiniert sind die Wörter *schimpfen* und *Aas*. Der stinkende Kadaver, der bei dieser Wortbildung Pate gestanden hat, wirkt als Schimpfwort noch stärker als Wortkombinationen mit tierischen Schimpfnamen.

An dieser Stelle muss aber darauf hingewiesen werden, dass als eins der sehr starken Kraftwörter *Oos* auch in aner-kennender Weise ausgesprochen werden kann und das sogar gegenüber Frauen:

„**fri-ed Ohs** widerstandsfähiger Mensch – *ech hann jedeiht, die schaff datt net, ävver datt es e fri-ed Ohs* (ich habe gedacht sie schafft das nicht, aber sie ist eine widerstandsfähige Frau)“²⁸.

Doch insgesamt festhalten lässt sich, dass wortstarke Frauen anscheinend nicht nur missachtet, sondern auch gefürchtet und im sozialen Kontext nicht unbedingt erwünscht sind.

Von Äußerlichkeiten und Ambitionen

Bis auf die Ebene der Schimpfwörter schafft es auch die kritische Betrachtung des Erscheinungsbildes der Frau. Das beginnt mit der Beobachtung, dass sich die Figur einer Frau verändert: *mollich* oder *„moppelich“* – *die es ävver janz moppelich jewu-ede*²⁹. Umfangreiche Brüste dienen ebenfalls als Gesprächsthema in den Wortartikeln *Mämme* oder *Bross*, dem Respekt gezollt wird. Demgegenüber gibt es für die dürre Frau die abfällige Metapher *Hippegestell*, die sich aus *Ziege* und *Gestell* zusammensetzt.

Ebenso wird darauf geachtet, was eine Frau anzieht:

„– *watt hat datt för enne Fummel aan* (was hat die nur für ein billiges Kleid an)“³⁰

und wie viel Wert sie auf ihre Pflege legt. Zunächst ist es nur der Vergleich:

„**Möschejeck** Vogelscheuche – *die süht uss wie enne Möschejeck* (sie ist aufgetakelt oder besonders bunt angezogen)“³¹

bevor die großen Kaliber der Schimpfwörter zum Einsatz kommen wie

„**Schabracke** ungepflegte, unansehnliche Frau – *met der ollen Schabracke loss ech mech net senn* (mit der ungepflegten Frau lasse ich mich nicht sehen)“³²

„**Schlonz** nachlässig gekleideter Mensch – *kick dech ens die Schlonz aan* (schau dir mal die schlecht gekleidete Frau an)“³³

„**Zubbel** ungepflegter Mensch; auch: flüssiges Viehfutter – *datt wu-ar immer schon en Zubbel* (sie war schon immer eine unsaubere Person); *datt es Zubbel vör de Ferke* (das ist flüssiges Viehfutter für die Schweine, meist aus Essensresten hergestellt)“³⁴.

Empfindlich wird auf die Versuche von Frauen reagiert, die das vorgegebene soziale Umfeld hinter sich lassen wollen:

„**fing Düsje** eingebildete, extravagante Frau – *et Marieche es e fing Düsje* (Maria ist eine eingebildete Frau)“³⁵

„**etepetete** geziert – *die es ävver etepetete* (sie tut aber geziert)“³⁶.

Das auch in der deutschen Umgangssprache verwendete Wort öffnet die französische Sprache nach, die als Sprache der Adelsschicht auch im deutschen Bürgertum bis ins 19. Jahrhundert hohe Wertschätzung genoss, was für eine Fülle von französischen Fremdwörtern führte, die in vielen Mundarten noch verwendet werden.

In der Beurteilung, wie sich eine Frau pflegt und anzieht, schwingt die Aussage mit, ob sie noch zur Gemeinschaft gehört. Die beurteilte Frau kann sich dieser auf zweierlei Weise entziehen. Sie kann sich extrem vernachlässigen und gerät dadurch ins Abseits. Oder sie legt besonderen Wert auf ihr Äußeres wie ihren Habitus, um einem höheren gesellschaftlichen Status zugerechnet zu werden. Für



dieses Urteil bedarf es wiederum der aufmerksamen Mitglieder der Gemeinschaft, womit wir wieder bei den geschwätzigen Weibern wären.

Ein bisschen Rebellion

In den beschriebenen Themenfeldern sind je nach Betrachtungsstandpunkt die Stärken wie auch die Schwächen der Frauen zu finden. Und das nicht nur in Otzenrath. Da ein Teil der vorgefundenen frauenspezifischen Wörter auch in der Umgangssprache verwendet wird, wirken die sozialen Mechanismen subtiler bis plakativer Diskriminierung von Frauen nicht nur in der Mundart.

Im Wörterbuch ist nur selten feststellbar, ob bestimmte Aussagen, wie sie in den Beispielsätzen wiedergegeben werden, nur Männern oder nur Frauen vor-

behalten sind. Eine Einteilung in Männer- und Frauensprache, wie sie noch in der Neuauflage von Luise Feis Dissertation Anfang der 80er Jahre im Vorwort thematisiert wurde, lässt sich nicht erkennen. Hier zeigt das Otzenrather Wörterbuch dann seine Grenzen als Quelle für Aussagen über das soziale Miteinander von Männern und Frauen. Aber was noch nicht da ist, kann ja noch kommen.

Und da die Sprache wie ein Meer in ständiger Bewegung ist, bin ich gespannt, wie Frauen in Zukunft betrachtet werden und welche neuen Wörter für ihr Verhalten kreiert werden. Bis dahin freue ich mich, wenn dann ein Artikel wie dieser im Otzenrather Wörterbuch steht:

„**hauschnau** plötzlich – *hauschnau hat datt mech datt en et Jeseet jesait* (plötzlich redete sie Klartext mit mir)“³⁷.

Anmerkungen

- 1 Luise Frei hatte bereits 1935 in ihrer Dissertation die mundartlichen Frauenbezeichnungen der deutschsprachigen Schweiz mit dem Schwerpunkt Scherz-, Schimpf- und Spottnamen untersucht. 1981 ist ihre Arbeit mit dem Vorwort der Feministin Laure Wyss neu aufgelegt worden. Darin finden sich interessante Hinweise zur Psychologie des Sprechers wie auch soziologische Beobachtungen. Für das Rheinland hat Gislinde Petersen eine morphologische Dissertation über „Motivierte Bezeichnungen für Frauen in Rheinischer Mundart“ 1968 verfasst.
- 2 Utzrother Platt – Otzenrather Wörterbuch. Verfasst vom Geschichtskreis Otzenrath-Spenrath e.V. Mit Unterstützung des Internationalen Mundartarchiv „Ludwig Soumagne“ des Rhein-Kreises Neuss. Herausgegeben vom Verein zur Pflege und Förderung der Mundarten im Rhein-Kreis Neuss. Dormagen 2018, S. 44. Nachfolgend wird es mit Wb. abgekürzt.
- 3 Wb., S. 78.
- 4 Wb., S. 117.
- 5 Interview mit der Namensforscherin Gabriele Rodriguez: <https://www.jetzt.de/interview/wie-namen-zu-schimpfwoertern-werden-594291> [abgerufen am 06.02.2019].
- 6 Wb., S. 44.
- 7 Vgl. Artikel *Puffertsköchsjes*, Wb., S. 90, vgl. auch die Erwähnung der Tante im Artikel *Kappes*, Wb., S. 59.
- 8 Artikel *Mehlänger*, Wb., S. 77.
- 9 Wb., S. 111.
- 10 Artikel *Lecker*, Wb., S. 73.
- 11 Vgl. Artikel *frehe*, S. 43.
- 12 Artikel *Huus*, Wb., S. 50.
- 13 Wb., S. 43.
- 14 Wb., S. 82.
- 15 Gislinde Petersen, „Motivierte Bezeichnungen für Frauen in Rheinischer Mundart“ Tübingen 1968, S. 179f.
- 16 S.o.
- 17 Vgl. Wb., S. 24.
- 18 Wb., S. 114.
- 19 Wb., S. 99.
- 20 Wb., S. 63.
- 21 Wb., S. 22.

- 22 Wb., S. 77.
- 23 Wb., S. 23.
- 24 http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WB-Netz/wbgui_py?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GQ01049#XGQ01049 [abgerufen 03.06.2019].
- 25 Vgl. auch Adam Wrede, Neuer kölnischer Wortschatz, Köln 1978, Artikel *Bejing*, Bd.1, S. 64, Artikel *Quisel*, Bd. 3, S. 332.
- 26 Wb., S. 119.
- 27 Wb., S. 69.
- 28 Wb., S. 43.
- 29 Wb., S. 79.
- 30 Wb., S. 44.
- 31 Wb., S. 79.
- 32 Wb., S. 95.
- 33 Wb., S. 97.
- 34 Wb., S. 119.
- 35 Wb., S. 40.
- 36 Wb., S. 39.
- 37 Wb., S. 46.

De Beck – eine internationale Wortgeschichte

Spracharchäologie und Sprachvergleich am Beispiel eines rheinischen Dialektwortes mit lateinischen Wurzeln

von Louise Beckschulte

Peter Honnen hat in seinen Untersuchungen des Wortschatzes an Rhein und Ruhr Pionierarbeit für die etymologische Betrachtung der rheinischen Alltagssprache geleistet. Das Forschungsfeld der Etymologie beschäftigt sich mit dem Ursprung von Wörtern und der Entwicklung von Lautung und Bedeutung. In seinem Herkunftswörterbuch der Umgangssprache an Rhein und Ruhr listet er in amüsanten Form zahlreiche Etymologien von Wörtern auf, die den rheinischen Alltag prägen. Unter anderem beschäftigte Honnen sich mehrfach mit den Beschimpfungen, die auf rheinisch *Beck* („Schnabel“) zurückgehen: *Lellbeck*, *Schnabbeck* und *Jabbeck*. Während das ursprüngliche Grundwort im rheinischen Dialekt nicht mehr gebräuchlich ist, lebt es doch in diversen Redewendungen und den zuvor genannten Beschimpfungen weiter. *Lellbeck* wird in Verbindung mit dem rheinischen Verb *lällen* gebildet und bedeutet „ein Grünschnabel oder Einfaltspinsel, jemand der gedankenlos daherplappert“. *Schnabbeck* bezeichnet „ein vorlautes und unhöfliches Plappermaul“ und ein *Jabbeck* (oder auch *Gabbeck*) ist „ein Gaffer, der mit offenem

Maul dasteht“ (Honnen 2018: S. 53). Viele Kölner kennen die Bezeichnung *Jabbeck* von der Figur des *Platzjabbecks* unter der Uhr am Rathausturm, die bei jedem Glockenschlag den Mund öffnet und die Zunge herausstreckt.



Der Platzjabbeck am Kölner Rathausturm

Honnen verweist auf Parallelen in anderen Sprachen (nl. *bek*, frz. *bec*) und

erklärt, dass das Ursprungswort *beccus* lautete. Dieses Wort ist galloromanischen Ursprungs; ein Lehnwort aus jener Zeit also, als das heutige Frankreich Teil des römischen Imperiums war. Mit diesen beiden Fragen will sich dieser Aufsatz noch tiefergehender auseinandersetzen. Ausgangspunkt ist dabei ausnahmsweise nicht ein rheinisches Wort, sondern das lateinische *beccus*. Wo kommt es her und wohin hat es sich entwickelt? Die europäischen Nachbarsprachen weisen interessante Parallelen zu rheinischen Redewendungen auf, wenn die Bezeichnung des Schnabels eines Vogels auf den menschlichen Mund übertragen wird.

Lateinisch *beccus*, Schnabel: Etymologie und Entwicklung

Schon der römische Dichter Sueton beschäftigte sich mit dem Ursprung dieses Wortes. Denn zur Zeit des 1. Jhd. n. Chr. verdrängte es das klassisch lateinische *rostrum* in seiner Bedeutung ‚Schnauze, Schnabel, Rüssel‘ aus dem zeitgenössischen Latein. Er führt aus, dass es sich um einen Import aus der damals vergleichsweise jungen römischen Provinz Gallien handelt, und dass es höchstwahrscheinlich aus der Sprache der dort ansässigen Kelten übernommen wurde. Trotz der äußerlich durch und durch lateinisch anmutenden Form können dem Lexem also keltische Wurzeln attestiert werden. Eine erfolgreiche Ausbreitung über die Provinzen des römischen Imperiums lässt sich daran erkennen, dass die heutigen Nachfolgesprachen des Lateinischen, die romanischen Sprachen,

das Lexem in ihrem Grundwortschatz verankert haben. Neben französisch *bec*, ebenso katalanisch *bec*, findet sich im Italienischen *becco*, im Portugiesischen *bico* und im Spanischen *pico*. Letzteres hat den ersten Konsonanten durch Einfluss des etymologisch ursprünglich nicht verwandten Verbs *picar* verändert. Dieses Verb ist Liebhabern der spanischen Küche möglicherweise bekannt durch die Schärfbezeichnung *picante* („brennend“), wird aber auch in der Bedeutung ‚piksen‘ ganz allgemein oder im speziellen Sinne für die Schnabelbewegung ‚picken‘ von Vögeln verwendet. Eine solche Übertragung lässt sich erklären, da diese Tätigkeit in einem engen Bedeutungszusammenhang mit dem ausführenden Werkzeug – dem Schnabel – steht.

Die Provinzen des ehemaligen römischen Imperiums übernehmen das neue Wort *beccus* also ausnahmslos, führen es in den romanischen Sprachen weiter und geben es sogar an ihre Nachbarn im Norden weiter. Daher hat das Wort als Bestandteil des römischen Erbwortschatzes der romanischen Sprachen durch Sprachkontakt des Französischen mit den Nachbarländern nicht nur Eingang ins Rheinische, sondern auch in die Standardsprache der Niederlande und Englands gefunden: vgl. niederländisch *bek* und englisch *beak*. Alle Sprachen und Dialekte, die dieses Lehnwort übernommen haben, behalten das männliche Genus bei. Nachfahren von lateinisch *beccus* sind heutzutage immer noch über die romanischen Sprachen und auch germanische Sprachen im Westen

Europas verstreut und halten sich dort hartnäckig. Der rheinische Dialekt fügt sich also, wie sich anhand dieser Wortgeschichte anschaulich zeigen lässt, in das aktuelle europäische Sprachgeflecht ein, welches das römische Imperium vor geraumer Zeit zurückgelassen hat.

Redewendungen im Rheinischen und den romanischen Sprachen

Das Grundprinzip von Redewendungen, die auf den sprachlichen Nachfahren von Lateinisch *beccus* beruhen, ist die schlichte Übertragung des Körperteils eines Vogels (Schnabel) auf den Menschen. Der Schnabel repräsentiert hierbei zumeist den Mund, also das entsprechende Sprech- und Esswerkzeug des Menschen. Einzelne (Charakter-)Eigenschaften der Menschen werden durch den Bezug darauf in Redewendungen hervorgehoben. Und so vielfältig die Einsatzbereiche eines solchen ‚Schnabels‘ sind, dementsprechend üppig fällt auch die Ausbeute rheinischer oder romanisch-sprachiger Redewendungen aus, die damit in Verbindung stehen.

Es wurde bereits gesagt, dass ein *Schnabbeck* sich durch seine Redseligkeit „auszeichnet“. Das dialektale Grundwort *Beck* wird hier mit dem hochsprachlichen Pendant *Schnabel* kombiniert. Auch die romanischen Sprachen versehen Personen, die viel (und dabei besonders gerne über andere Leute) reden, mit einem sinnbildlichen Schnabel: spanisch *tener un buen pico*, französisch *avoir bon bec*; was wörtlich übersetzt so viel bedeutet wie ‚einen guten/ordentlichen Schnabel haben‘. Wenn jemand zu viel und die falschen Sachen zur falschen Zeit von sich gibt, wird dies von seinen Mitmenschen nicht unbedingt als positive Eigenschaft gewertet. In Mühlheim an der Ruhr sagt man „He hät en losen Beck“, was im Hochdeutschen der Entsprechung ‚ein loses Mundwerk haben‘ zuzuordnen wäre. Die romanischen Redewendungen weisen Möglichkeiten auf, wie mit so einem *Schnabbeck* im Einzelfall umzugehen ist. Wenn man jemanden auffordert, den Mund zu halten, kann man das beispielsweise tun, indem man ihn oder sie nonchalant bittet, den ‚Schnabel zu schließen‘ (vgl. italienisch



chiudi il becco!, französisch *ferme ton bec!*). Sollte dies nicht geschehen, kann der Schnabel auf Französisch immer noch mit Gewalt „zu-genagelt“ werden: *clouer le bec à qn*. Unter Ausklammerung der bildhaften Metaphorik könnte man diesen Ausspruch auf Deutsch übersetzen als ‚jmdm. das Maul stopfen‘.

Nun sollte die mitfühlende Leserschaft allerdings nicht den Eindruck bekommen, mit dem menschlichen Sprechwerkzeug würden lediglich negative Eigenschaften verbunden. Dem ist durchaus nicht so. Im Spanischen bezeichnet man jemanden, demgegenüber man Bewunderung für dessen außerordentliche Eloquenz ausdrücken möchte, als *pico de oro* ‚Gold-schnabel‘.

Und auch essen ist eine feine Sache, zu der man durch die Tatsache, dass man einen Mund oder einen Schnabel hat, befähigt wird. Nicht ohne Grund bezeichnet das Verb *schnabulieren* im Deutschen den genüsslichen Verzehr von Leckerbissen aller Art. Ein Sprichwort aus Lennep-Hasen lautet: „Kappes en Speck es got für de Beck“. Derlei Wendungen und Reime, die den Schnabel als Esswerkzeug herausstellen, finden sich viele im Rheinischen Wörterbuch (RhWb, Band 1, Sp. 573). Jemanden, der eine spezielle Vorliebe für Süßigkeiten hat, bezeichnet man in Wuppertal als *Becksöite* (‚Süßschnabel‘). Die entsprechende hochdeutsche Bezeichnung wäre wahrscheinlich ‚Schleckermaul‘. Das Französische folgt derselben Metaphorik wie die Wuppertaler Mundart, wenn sie eine solche Person als *bec sucré*

(ebenfalls ‚süßer Schnabel‘) bezeichnet. Die Franzosen sind hierzulande, neben den ausgefallenen Pâtisserie-Produkten für Süßschnäbel aller Couleur, bekannt für ihre Vorliebe zur Gourmet-Küche. Auch in diesem Zusammenhang greift die französische Sprache auf die Schnabel-Metaphorik zurück, indem sie einen Feinschmecker als *bec fin* bezeichnet. Ein Gourmet ist also jemand mit einem ‚feinen Schnabel‘.

Im Italienischen wird auch die Charaktereigenschaft ‚neugierig sein‘ in einer Redewendung rund um den Schnabel verarbeitet. Ein neugieriger Mensch würde im Deutschen ‚seine Nase überall hineinstecken‘, im Italienischen jedoch benutzt er dafür seinen Schnabel: *mettere il becco dappertutto* ‚den Schnabel überall hineinstecken‘. Diese Übertragung erscheint bei genauer Betrachtung durchaus logisch, da die Nase wie der Schnabel eines Vogels die längste Ausbuchtung des menschlichen Gesichtes darstellt.

Zu guter Letzt soll nun auf die Bezeichnung *Lellbeck* eingegangen werden, die von Honnen u.a. als ‚Grünschnabel‘ übersetzt wurde. Auch andere Sprachen bezeichnen (zumeist) Männer mit wenig Erfahrung aber doppelt so viel Selbstbewusstsein mit einer ähnlichen Metapher. Allerdings haben französische und niederländische Grünschnäbel eine andere Farbe – sie sind gelb: Französisch *béjau-ne* (< *bec-jaune*) und Niederländisch *geelbek*. Warum ist das so? Die Erklärung liefert der Petit Robert, ein französisches

Referenz-Wörterbuch. Dort wird erläutert, der Verweis auf die Farbe ‚gelb‘ gehe auf den Vergleich mit jungen Vögeln zurück, deren Schnabel noch mit einer gelben Schicht überzogen ist (Petit Robert 2016: S. 239). Interessanterweise liefert ein Blick in das Etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache unter dem Begriff ‚Grünschnabel‘ zunächst ebenfalls einen Verweis auf das im Deutschen mittlerweile veraltete ‚Gelschnabel‘. Die Wortherkunft dieser Bezeichnung wird von derselben Erklärung gestützt. Um zu präzisieren, warum sich der ‚Grünschnabel‘ in der Alltagssprache gegenüber seinem gelschnabeligen Vetter hat durchsetzen können, wird erklärt, dass die Schnabelhautfarbe ebenso gut als „grünlich“ interpretiert werden könne und dass die Farbe grün zudem die Assoziationen ‚frisch, unreif, unerfahren‘ mit sich bringe (Kluge 2011, S. 343). Allerdings funktioniert die Übertragung dieser Metaphorik im Umkehrschluss nicht für alle romanischen Sprachen. Im Spanischen beispielsweise existiert zwar die Bezeichnung *pico verde*, jedoch bezeichnet sie in einem rein botanischen Sinne die Vogelart des Grünspechts.

Der Vergleich von rheinischen und romanischen Redewendungen hat gezeigt,

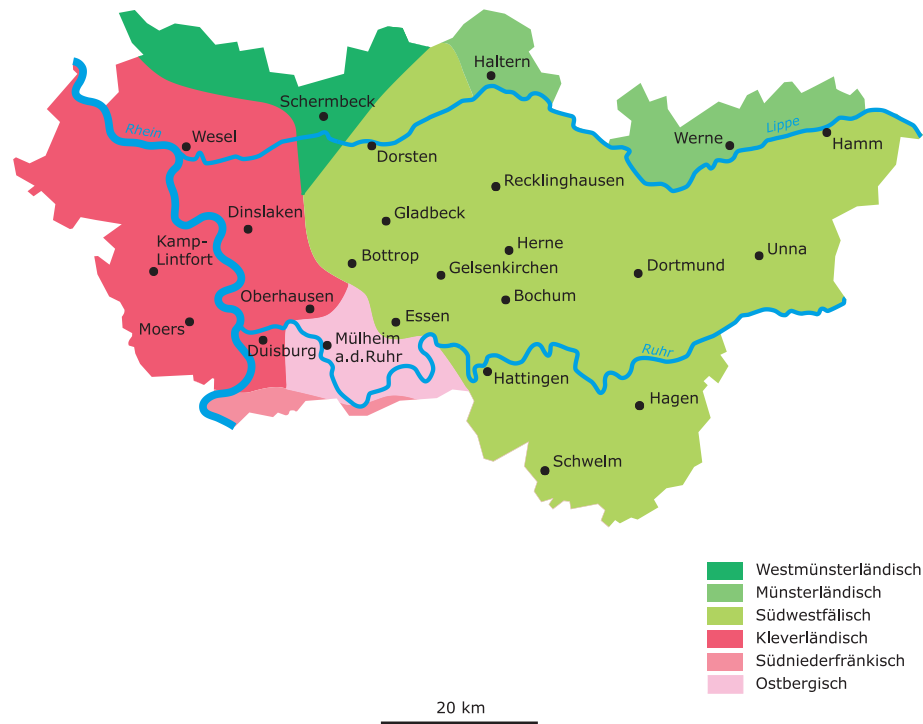


dass dem kreativen Umgang mit Sprache, in diesem Falle mit dem galloromanischen Lehnwort *beccus*, welches in den Sprachen des gesamten westeuropäischen Raums anzutreffen ist, durch die jeweiligen Sprachgemeinschaften keine Grenzen gesetzt waren. Im Laufe der Zeit haben sich aus diesem Relikt, das einer Zeit des keltisch-römischen und später romanisch-germanischen Sprachkontakts entspringt, amüsante Redensarten und Bezeichnungen entwickelt, die erneut in ihrer Bildhaftigkeit in vielen Fällen Parallelen über die Sprachgrenzen hinaus aufweisen.

Literatur

- Joan Corominas: Breve diccionario etimológico de la lengua castellana. Prólogo de José Antonio Pascual. Madrid 2008.
- Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. 3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Hrsg. vom wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. Mannheim u.a. 1999.
- Duden online. 2018. [URL: <https://www.duden.de/>].
- Garzanti. I grandi dizionari. Etimologico di Tullio de Mauro e Marco Mancini. Mailand 2000.
- Peter Honnen: Wo kommt dat her? Herkunftswörterbuch der Umgangssprache an Rhein und Ruhr. Köln 2018.
- Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 25., durchgesehene und erweiterte Auflage, bearbeitet von Elmar Seebold. Berlin/Boston 2011.
- Lateinisches Etymologisches Wörterbuch von A. Walde. 3., Neubearb. Auflage von J.B. Hofmann. Teil 1. Heidelberg 1938.
- The Oxford Dictionary of English Etymology. Edited by C.T. Onions with the assistance of G.W.S. Friedrichsen and R.W. Burchfield. Oxford 1966.
- Le Petit Robert. Edition 2016. Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue française. Nouvelle édition du Petit Robert de Paul Robert. Texte remanié et amplifié sous la direction de Josette Rey Debove et Alain Rey. Paris 2016.
- Jacqueline Picoche: Dictionnaire étymologique du français. Paris 2002.
- Pons Online Wörterbuch. 2001-2019. [URL: <https://de.pons.com/>].
- Rheinisches Wörterbuch. [...] hrsg. und bearb. von Josef Müller u. a. Bonn, Berlin 1928-1971. [URL: http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WB-Netz/wbgui_py?sigle=RhWB].
- P.A.F. van Veen en N. van der Sijs: Etymologisch woordenboek. de herkomst van onze woorden. 2e druk. Utrecht/Antwerpen 1997. [via [etymologiebank.nl](http://www.etymologiebank.nl) URL: <http://www.etymologiebank.nl>].

Platt / Plattdeutsch im Ruhrgebiet



Entwurf: Georg Cornelissen
Kartographie: LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Bonn

ins Ruhrdeutsche nicht geschafft hat. So findet sich in einem aktuellen Wörterbuch für das Ruhrdeutsche Dortmunder Prägung das Stichwort *Kapps/Kappes* mit den Bedeutungen „Weißkohl“ und „Unfug“. Für ‚Rotkohl‘ wird im Wortartikel *Rauer Kappes* aufgeführt. Eine Siedlung mit behelfsmäßigen Unterkünften konnte/kann in Dortmund *Kappskolonie* genannt werden (Fellsches/Gronemann 2010, S. 89). *Kapps/Kappes* ist offensichtlich auf dem Vormarsch.

Pott

Eine andere Karte des „Deutschen Wortatlas“ präsentierte die Bezeichnung für den (irdenen) Topf. Die Umzeichnung dieser Karte lässt die Wortverhältnisse in Nordrhein-Westfalen einschließlich des Ruhrgebiets erkennen: Überall im Revier nannte man in der Vergangenheit einen solchen Topf *Pott*. Weiter südlich im Rheinland und im Südwestfälischen war *Düppen (Döppen, Döppe)* die gängige Bezeichnung für ein solches Gefäß. Östlich

roter Kappes / roter Kumst

nach dem Deutschen Wortatlas
und Cornelissen 2015



Entwurf: Georg Cornelissen
Kartographie: LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Bonn

von Paderborn und Detmold war im Dialekt neben *Pott* noch *Gröppen* gebräuchlich.

„Kohlenpott“: Dieser Name passt in ganz besonderer Weise zum Ruhrgebiet. *Kohlen* steht für den Bergbau, der das Revier geprägt hat, während mit *Pott* ein regionalsprachliches Wort gewählt wurde, das jede/r hier kannte und das durch seinen Abstand vom Hochdeutschen nach Heimat roch.

Das heißt jedoch nicht, dass im Revier nicht auch *Düppen (Döppen, Döppe)* bekannt wäre. In ein Wörterbuch für das Ruhrdeutsche Duisburger Art ist etwa das Stichwort *Döppen* aufgenommen worden; mit *Döppen* wird in Duisburg u. a. ein Sauerkrautfass bezeichnet (Fellsches 2013, S. 32).

Schluss

Wer aus dem Ruhrgebiet stammt und heute um die 65 Jahre alt ist, wird nur in den seltensten Fällen selbst noch Platt

Pott / Düppen

nach dem Deutschen Wortatlas
und Cornelissen 2015



sprechen. Der Kohlenpott hat im 19. und im 20. Jahrhundert so viele Menschen von außerhalb angezogen, dass die einheimischen Dialekte nicht mehr als gemeinsame Sprache auf der Straße oder am Arbeitsplatz fungieren konnte.

Das Interessante an der Sprachgeschichte des Ruhrgebiets in diesem Zeitraum ist die Entwicklung des Ruhrdeutschen. Aber handelt es sich wirklich um *einen* Regiolekt oder sind es vielleicht

mehrere? Der dialektale Mutterboden, auf dem sich die Regionalsprache ausdifferenziert hat, war vielgestaltig. Dass jemand beispielsweise weiß, wo das *Hippeland* zu suchen ist, ist bei Menschen aus Rheinhausen im Westen zu erwarten, bei Dortmunderinnen oder Hammern schon nicht mehr. Aber das müsste auch erst noch erforscht werden. Und dass es mit dem *Hippeland* seine ganz besondere Bewandnis hat, ist in Peter Honnens „Alles Kokolores?“ nachzulesen.

Literatur

- Claßen, Ludger: „Undazzollense uns woanners erss mal nammachen!“ Erinnerungsort Ruhrdeutsch. In: Stefan Berger u. a. (Hrsg.): Zeit-Räume Ruhr. Erinnerungsorte des Ruhrgebiets. Redaktion: Alrun Berger, Ludger Claßen. Essen 2019, S. 633-647.
- Cornelissen, Georg: Zwischen Köttelbecke und Ruhr. Wie spricht Essen? Unter Mitarbeit von Hanna Menges. Essen 2010.
- Cornelissen, Georg: Kleine Sprachgeschichte von Nordrhein-Westfalen. Köln 2015.
- Deutscher Wortatlas (1956-1980). Von Walther Mitzka und [ab Band 5] Ludwig Erich Schmitt. [Ab Band 18] Redigiert von Reiner Hildebrand. Gießen 1956-1980.
- Fellsches, Josef: Duisburger Wortschätzchen. Mit Zeichnungen von Johannes Habig. 5. Aufl. o. O. 2013.
- Fellsches, Josef/Gronemann, Peter: Dortmunder Wortschätzchen. Mit Zeichnungen von Johannes Habig. 6. Aufl. o. O. 2010.
- Honnen, Peter: Alles Kokolores? Wörter und Wortgeschichten aus dem Rheinland. 4. Aufl. Köln 2012.
- Honnen, Peter: Wo kommt dat her? Herkunftswörterbuch der Umgangssprache an Rhein und Ruhr. Köln 2018.
- Menge, Heinz H.: Mein lieber Kokoschinski! Der Ruhrdialekt. Aus der farbigsten Sprachlandschaft Deutschlands. Bottrop 2013.
- Mihm, Arend: Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hrsg. von Werner Besch u. a. Teilband 2. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 2.2). 2. Aufl. Berlin/New York 2000, S. 2107-2137.
- Schleef, Wilhelm: Dortmunder Wörterbuch. (Niederdeutsche Studien, Band 15). Köln, Graz 1967.

Anmerkungen

- 1 Innerstädtische Sprachvarianten für Essen bietet das Buch „Zwischen Köttelbecke und Ruhr“ (Cornelissen 2010).
- 2 Heinz H. Menge verfährt in seinem Buch „Mein lieber Kokoschinski!“ anders (Menge 2013). Dessen Untertitel lautet „Der Ruhrdialekt“, gemeint ist damit die Sprachlage, die sonst als Ruhrdeutsch bezeichnet wird. Er verwendet die Bezeichnung „Ruhrplatt“ (Menge 2013, S. 13) für die alten Dialekte im Revier.

Korrekte Kostüme?

Über den Ausnahmezustand Karneval und seine Verkleidungen

von Gabriele Dafft

„Fünfte Jahreszeit“, „tolle Tage“ oder „Fest der Narren und Jecken“ – populäre Umschreibungen für den Karneval machen keinen Hehl daraus, dass es dabei auch um eine Auszeit von vernunftgesteuerten Ordnungen, Regeln und Normen geht. Wenngleich es den Charakter von allen Festen ausmacht, dass sie den Alltag aushebeln, übersteigern und zu etwas Besonderem machen, so gilt das in besonderer Weise für den rheinischen Karneval, dem zentralen und identitätsprägenden Fest der Region. Als Gegenwelt zum durchrationalisierten und oftmals entemotionalisierten Alltag ist es an Karneval möglich, einmal Fünfe gerade sein zu lassen, Ausgelassenheit, Fantasie und Kreativität auszuleben und die intensive Nähe und Gemeinschaft der Feiernden zu erfahren.¹ Karneval im Rheinland – damit geht ein fünftägiger Ausnahmezustand einher, in der andere gesellschaftliche und kulturelle Gewissheiten, Vereinbarungen und Handlungsmuster greifen als sonst. Die bunte Maskerade erleichtert den Einstieg in diesen außeralltäglichen Zustand und die Auszeit legitimiert wiederum das Spiel mit Geschmacksgrenzen bei der Wahl der Kostüme. Was dem einen

Jecken lustig und originell erscheint, ist für den anderen schon ein Tabubruch.²



Abb. 01 Bananen im Haar und schwarze Schminke im Gesicht – stereotype Verkleidung als „Afrikanerin“. Möhnezug an Weiberfastnacht, Blankenheim 2003.

Mit seiner verkehrten Welt ist Karneval zugleich auch Spiegel sozialer Verhältnisse, denn das Außerkraftsetzen sonst übli-

cher Hierarchien und Ordnungen bedeutet zugleich ihre Bestätigung. Wenn beispielsweise Weiberfastnacht betont wird, dass die Frauen heute *die Macht übernehmen* oder *das Zepter in der Hand haben*, ist das gerade deshalb so relevant und interessant, weil sie es sonst eben (auch an Karneval) nicht ganz so selbstverständlich haben.³ Wenn – ebenfalls am Weiberdonnerstag – auf der Bahnstrecke zwischen Bonn und Köln zahlreiche Fahrgäste um 10 Uhr morgens mit Bierflasche, Schnapsfläschchen oder beidem im Zug sitzen, mag das zwar nicht jedem Mitreisenden gefallen, wirklich irritiert ist aber niemand, denn der mehr oder weniger exzessive Alkoholkonsum ist Teil des karnevalesken Handlungsspektrums und wird nicht in Frage gestellt. Der Feiermodus *sehr ausgelassen bei sehr viel Alkohol* ist eben der Ausnahmezustand, nicht die Regel. Man stelle sich dieselbe Bahnscene aber am Morgen eines ganz normalen Arbeitstages vor, die Reaktionen wären vermutlich andere. Wer also nicht gesellschaftlich geächtet sein möchte, kein Stirnrunzeln oder gar Abscheu der Sitznachbarn provozieren möchte, trinkt morgens nichts Alkoholisches in der Bahn – so eine unausgesprochene Regel. Außer es handelt sich um – Achtung Klischeealarm – einen Kegelclub oder einen Junggesell*innenabschied, denen man die gruppenbezogene Auszeit gerade mal durchgehen lässt. Aber für weite Teile des restlichen Jahres hat man sich auf die Übereinkunft *ohne Alkohol in den Tag* geeinigt, darüber besteht ein Konsens, das ist Teil eines Werte- und Handlungskanons, der letztendlich das Funktionieren

der Gesellschaft stabilisieren soll. Eine Auszeit entfaltet per Definition ihre Wirkung, ihren Sinn und ihren Reiz eben vor allem dadurch, dass sie limitiert ist. Dabei ist Karneval aber mitnichten regellos. Die wichtigste Regel ist, dass am Aschermittwoch alles vorbei ist und wieder Normalität einkehrt. Und nur so nebenbei: Längst ist auch an Karneval nicht alles erlaubt und ohnehin bleibt den Jecken eine grundlegende Verantwortung für ihr Handeln.

Karneval und Wertewandel

Am Karneval lassen sich aktuell geltende Normen und Regeln ablesen und damit zugleich auch sozialer und kultureller Wandel: Schaut man sich Archivfotos aus den Beständen des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte (ILR) an, etwa aus den 1970er Jahren, und sieht Aschenbecher und rauchende Menschen an Sitzungstischen, mutet das aus der heutigen Perspektive zuweilen etwas seltsam an (vgl. Abb. 02).

Längst haben wir uns im Zuge eines erhöhten Gesundheitsbewusstseins und den damit einhergehenden Verboten an raucherfreie Veranstaltungen gewöhnt. Historische Fotos lassen sich also auch als Quellen für Transformationsprozesse und veränderte Werte lesen, die über das Thema Karneval hinausgehen. Auch ein Bewusstsein für Fragen der Ökologie, Nachhaltigkeit und Müllvermeidung findet im Karneval seinen Widerhall. So wurden nicht erst seit diesem Jahr auf den Kölner Schull- und Veedelzöch von einzelnen Zuggruppen Erdnüsse und sogar Möhren



Abb. 02 Kultureller Wandel: Rauchen in Veranstaltungsräumen erscheint aus heutiger Perspektive eher ungewohnt, Andernach 1972.

als umweltfreundliches Wurfmaterial eingesetzt, auch wenn Süßigkeiten in Plastikverpackungen entgegen des allgemeinen Trends zur Reduktion von Kunststoff weiterhin mehrheitlich und recht hemmungslos (es ist ja Auszeit!) zum Einsatz kommen. Wie sehr Karneval am Puls der Zeit agieren kann und dabei auch sein kritisch-subversives Element nutzt, um gegenwärtige Verhältnisse aufs Korn zu nehmen, das mag sich deutlich in den satirischen Mottowagen des Düsseldorfer Rosenmontagszuges zeigen, die über die Region hinaus dafür bekannt sind, aktuelle politische Themen zu karikieren und damit auch zu provozieren und zu polarisieren.

Belassen wir es bei diesen schlaglichtartigen Beispielen und halten fest: All seiner traditionellen Formen und Elemente zum Trotz ist Karneval immer auch Spiegel seiner Zeit und reagiert mal mehr, mal weniger seismographisch auf das

Zeitgeschehen. Er kann sich verändern und greift durchaus auch aktuelle gesellschaftliche Diskurse auf oder umgekehrt: Er löst sie aus. Wenn also Karneval Spiegel soziokultureller Verhältnisse, Werte und aktueller Befindlichkeiten ist, was hat uns die vergangene Session gezeigt? Wie ist es zu interpretieren, dass um die Karnevalstage 2019 die Frage nach Sinn und Unsinn politisch korrekter Kostüme und Witze breiten Raum im medialen Diskurs einnahm und dass sehr kontrovers und zuweilen emotionsgeladen über den rassistischen Gehalt mancher Verkleidungen debattiert wurde?⁴ Diese Kostümdebatte begann Wellen zu schlagen, als das Anschreiben einer Hamburger Kita öffentlich wurde, in dem die Kitaleitung die Eltern darum bat, Sensibilität bei bestimmten Kostümen walten zu lassen, keine Stereotype zu bedienen und keine Gruppe oder Minderheit zu diskriminieren⁵. Das Schreiben nannte als Beispiel Scheich- und Indianerkostüme. Die erste Meldung dazu gab es in der Hamburger Morgenpost vom 5.3.2019⁶. Die Debatte schraubte sich nach dieser Veröffentlichung schnell hoch, bundesweit griffen Medien das Thema auf⁷, wobei das Anliegen der Kita schnell zum Verbot skandalisiert und in Schlagzeilen wie „Erste Kita verbietet Indianer-Kostüme“⁸ verpackt wurde. Die Vehemenz der öffentlichen, medialen Diskussion, die Kommentare in sozialen Medien könnte man schnell als Ausdruck einer kursierenden „Lust an der Empörung“⁹ abtun. Aber ganz so einfach wollen wir es uns nicht machen. Da auch das ILR im Vor- und Umfeld des Karnevals in

verschiedene Medienanfragen zu Trends- und Geschmacksgrenzen bei Kostümen eingebunden war, nahm die Autorin die Karnevalstage zum Anlass, einen eingehenden Blick auf die tatsächlich gelebte Kostümpraxis zu werfen und anschließend durch eine Medienanalyse den Gründen für die polarisierende Debatte auf die Spur zu kommen¹⁰. An dieser Stelle soll ein vorläufiges Resümee dieser Beobachtungen gezogen werden. Es ist als erste Annäherung an das Thema zu verstehen, versucht die Kritik an spezifischen Kostümen nachzuzeichnen und bietet Erklärungsangebote für die Emotionalisierung der Debatte¹¹. Vorab: Es wird in diesem Beitrag nicht darum gehen, Geschmacks-

grenzen zu definieren, einzelne Kostüme oder ihre Träger*innen zu verurteilen oder gar Kostümverbote auszusprechen. Als Kulturwissenschaftler*innen geht es uns darum, Formen, Funktionen und Bedeutungen des Verkleidens zu beobachten, zu analysieren, zu kontextualisieren – und nicht darum, sie nach moralischen oder ästhetischen Kategorien zu bewerten und zu reglementieren. Denn schließlich gilt: „Wir sind nicht die Kostümpolizei“¹² und an Karneval sollen die Jecken ruhig selbst entscheiden, was sie anziehen. Dennoch gibt es Grenzen und Grauzonen, nennen wir sie salopp *Problemkostüme*, deren Konfliktpotential aus kulturwissenschaftlicher Perspektive benannt werden kann.



Abb. 03 Kollektives Blackfacing mit Baströcken, Keule, Nasenring, Knochenschmuck, und schwarzer Schminke.

Streifzug durch aktuelle Kostümwelten

Kostüme und Masken erleichtern den Einstieg in die Auszeit von den sonst geltenden Ordnungen, sie ermöglichen es ganz konkret in andere Rollen zu schlüpfen, andere Facetten seiner Persönlichkeit zu zeigen und sich im Schutz der Verkleidung auf die außeralltäglichen Verhaltensweisen und die Rituale des Festes einzulassen. Die Kostüme stehen so auch symbolisch für die Narrenfreiheit des Karnevals. Trotz des inzwischen unüberschaubaren Kostümangebots, das der Handel bereithält, sind es auch die selbstgemachten oder individuell kombinierten Kostüme, die das Bild auf den Straßen, in den Sitzungssälen und Kneipen prägen. Die Wahlmöglichkeiten beim Griff in die Kostümkiste sind groß, denn Karneval lebt von der Vielfalt und Fülle der Verkleidungen. Das Spektrum ist breit und kann hier nur angerissen werden: Vom klassischen Karnevalspersonal wie Cowboy, Pirat*in, Clown und Funkenmariechen bis zu trendigen Varianten wie knallpinken Flamingos und Einhörnern. Von Vorbildern aus Populärkultur, Comic, Kino und TV bis zu Idolen der Zeitgeschichte: Während das Elvis-Kostüm seit Jahren ein Dauerbrenner ist, waren 2019 vereinzelt Narren zu sehen, die den am 19. Februar 2019 verstobenen Modedesigner Karl Lagerfeld darstellten oder Freddy Mercury mimten¹³. Eher düstere, martialische Uniformen mit Aufdrucken wie FBI oder SWAT-Team kontrastieren mit bunt zusammengewürfelten Fantasiekreationen, die sich keinem bestimmten Figurentypus

zuordnen lassen. Viele Jecken zelebrieren einen individuellen Mix aus beispielsweise Federboa, grellem Tüll und Glitzerstoffen, Ringelhemd, Plastikbrille, Fake-Schmuck und auffallendem Hut auf bunter Perücke. Der Umgang mit Kostümen ist so divers wie die Kostüme selbst. Jeder Jeck ist eben anders und verkleidet sich nach persönlicher Vorliebe, Zeit und Budget mit selbstdesignten Kreationen, in denen wochenlange Arbeit steckt oder last minute und ganz pragmatisch mit dem schnell überworfenen Kaufkostüm.

Zwischen Klischee und Kritik

In der real gelebten Kostümvelfalt lassen sich regelmäßig – wenn auch nicht signifikant häufig – sogenannte *Länderkostüme* entdecken, wie sie der Handel unter dem Motto *Aus aller Welt* oder *Nationalitäten* anbietet (vgl. Abb. 04).

Gerade diese Länderkostüme funktionieren über eine starke Stereotypisierung, sie imitieren zum Beispiel Trachten oder traditionelle Kleidung, die mit einer Region oder Nation assoziiert werden, sie adaptieren kulturelle Symbole, folkloristische Elemente, Kleidungsdetails, manchmal sogar lediglich als landestypisch geltende Farben, wobei der Bezug teilweise gänzlich schwimmt. Sie fokussieren sich häufig auf vermeintlich Exotisches, setzen es in neue Kontexte – ob asiatischer Reishut oder auch der Federschmuck der Indianer. Kurzum: Diese Kostüme leben von Klischees, sie aktivieren kollektiv bekannte Imaginationen des *Anderen* und genau das sorgt für einen schnellen Wiederer-

Kostenloser Versand ab € 25,00 | Lieferzeit 1 – 3 Werktage | Kostenloser Rückversand | Super Preise

Neu | Damen - | Herren - | Kinder - | Themen - | Zubehör - | Oktoberfest - | Halloween - | Sale - | Angebot -

Startseite > Themen

PREIS: 7 | 80

KATEGORIEN: 80ER JAHRE (30) ABENTEUER (52) BAROCK (29) BERUFE (60) BIENEN (15) BLUSEN (92) BODYS (30) CHARLESTON (5) CHEERLEADER (3) CLOWNS (24) CORSAGEN (26) DISCO (38) ENGEL (6) FLOWER POWER (79) GARDE (15) HALLOWEEN (111) HASEN (10) HEXEN (17) HOSEN (62) INDIANER (23)

Nationalitäten

Sortieren nach: Meist gesehen | Anzahl pro Seite: 20

€ 47,50	€ 39,95	€ 39,95	€ 39,95
Ab € 24,50	€ 39,95	€ 39,95	€ 24,95

Abb. 04 Vereinfacht und übertrieben zugleich: sogenannte Länderkostüme, Quelle: www.karnevalswierts.de

kennungseffekt. Ein bunter, gestreifter Poncho und ein riesiger Sombrero – fertig ist der Mexikaner, ein rot-gerüschtes Flammencokleid und ein Fächer – fertig ist die Spanierin. Ob das der jeweiligen nationalen Vielfalt gerecht wird, sei dahingestellt und so sind diese Kostüme auch immer wieder mit der Kritik konfrontiert, dass sie komplexe Kulturen auf bloße Klischees reduzieren, während sie andere Facetten komplett ausblenden.

Die stereotype Darstellung ist zugleich Übertreibung und Vereinfachung und sie greift bei weitem nicht nur bei den Län-

derkostümen: Der „Hippie“ trägt Karneval eine Schlaghose mit quietschbuntem Blumenmuster, ein Peacezeichen als Kette und ein Stirnband zur Langhaarperücke. Zur Prinzessin gehört rosa Tüll und das obligatorische Glitzerdiadem, und ob die historischen Paten der Piraten tatsächlich weißes Hemd, rotes Kopftuch und Augenklappe trugen, ist den Jecken bei der Kostümfrage egal. Denn an Karneval geht es um genau diese Simplifizierung und Zuspitzung. Das Spiel mit Klischees gehört zum Narrenfest dazu, in der Reduktion von komplexen Wirklichkeiten liegt auch der Charme des Karnevals.



Abb. 05 Imaginationen von „Afrika“ beim Karnevalszug. Kettig 1966.

Einmal den Ballast einer durchstrukturierten, rationalen Lebenswelt loswerden, die Komplexität des Alltags herunterbrechen und nicht über Political Correctness reflektieren – das kann durchaus eine befreiende Wirkung haben. Wie so vieles andere im Karneval hat dieses Schwelgen im Klischee dann Ventilfunktion. Darüber hinaus lässt sich durch die stereotype Umsetzung und die Verwendung kollektiv vertrauter Muster relativ leicht eine Vielfalt verschiedener, schnell einordbarer Kostüme generieren. Das Ergebnis bietet so trotz aller karnevalesken Opulenz noch einen Hauch Überschaubarkeit. Oder anders gesagt: Selbst nach einigen Gläsern Kölsch oder Alt muss man nicht lange überlegen, als was die Umstehenden verkleidet sind, sondern kann sich recht gut

orientieren. Möglicherweise fällt manchen Jecken der Einstieg in eine andere Rolle auch schlichtweg leichter, wenn das gewählte Kostüm vermeintlich eindeutig und schnell zu erkennen ist, während andere eher auf Individualität und Originalität setzen. Dass die Jecken durchaus auch in der Lage sind, (selbst)ironisch mit Klischees umzugehen, zeigt das Beispiel einer Gruppe von fünf Männern aus dem Freiburger Raum: Die Arbeitskollegen hatten in Köln zu tun und wollten gemeinsam am Karneval teilnehmen. In Kleidern, die der Schwarzwälder Tracht nachempfunden waren und mit dem typischen Bollenhut verkleidet, mischten sie sich unter die Karnevalsparty in einem Brauhaus – ihr Kostüm ist als ironische Brechung sowohl von Regional- als auch Geschlechterstereotypen zu deuten und ein Beispiel dafür, dass es um die Lust am Verkleiden geht und nicht ums Lustigmachen.

Darstellungsmuster aus der Kolonialzeit

Dennoch birgt die Stereotypisierung – gerade bei den *Länderkostümen* – auch kritische Aspekte, denn bei manchen Kostümen ist sie durchaus brisanter als bei anderen. Selbst wenn sich Menschen aus den Niederlanden beim Anblick einer *Frau Antje*¹⁴ nicht angemessen repräsentiert sehen, ist es eben nicht dasselbe, ob sich jemand als vorgeblich *typische* Holländerin mit Flügelhaube und weiß-blauer Tracht verkleidet (vgl. Abb. 06) oder ein Kostüm trägt, das unter dem Titel *Afrikanische Dame* oder *Ureinwohner* in Onlineshops zu kaufen ist.



Abb. 06 Spiel mit Klischees: Fußgruppe als „Holländerinnen“ verkleidet. Andernach 1972.

Kommen wir also zu den *Problemkostümen*: Wenn sich weiße Menschen als *Schwarze* verkleiden, noch dazu mit Tierfell oder Bastrock, mit Nasenring, Knochenkette um den Hals und Banane im krausen Haar, das Gesicht dunkel geschminkt, muss man sich darüber im Klaren sein, dass solche Darstellungsmuster rassistische Denkweisen aus der Kolonialzeit reproduzieren, in denen indigene Völker als naturhaft, unzivilisiert, gefährlich und bedrohlich charakterisiert und imaginiert wurden.

Kolonialmächte setzten diese Klischees bewusst ein, um die Unterdrückung der Menschen und ethnischen Gruppen in den besetzten Ländern zu legi-

timieren, sie als minderwertig und unterlegen darzustellen. Andere herabsetzende Darstellungsmuster rekurren auf das Bild vom naiven, ungebildeten, unterwürfigen Schwarzen. Solche Vorstellungen spielten sich nicht nur abstrakt in rassetheoretischen Schriften ab oder in der Gedankenwelt der weißen Kolonialherren, sondern diffundierten über eine fragwürdige Alltagsästhetik ins kollektive Bewusstsein und wurden über Generationen weitergegeben. Gerade die Werbung, beispielsweise für Produkte aus den Kolonien, erlag der Faszination des Exotischen, Fremden, nutzte sie visuell, um Aufmerksamkeit zu bekommen. Noch heute sind Reflexe darauf auf Konsumprodukten zu finden. Wenn Karnevalsverkleidungen



Abb. 07 Kostüme schreiben koloniale Bilder vom Exotischen fort, Köln 1954.

solche Darstellungsmuster reproduzieren, schwingen auch die rassistischen Bedeutungsgehalte mit – das kann durchaus unbeabsichtigt und unbewusst geschehen. Ein Beispiel, wie leichtfertig koloniale Klischees reproduziert und auch sprachlich verbreitet werden, machte im Februar 2019 Schlagzeilen: Ein Frechener Karnevalsveranstalter bewarb im Onlineangebot sein Kostüm „Afrikanische Dame“ im „animalischen Raubtierlook“ mit Begriffen wie „wild“, „sexy“, „unbezähmbar“¹⁵. Der Werbetext lässt sich als rassistisch deuten, wie die Initiative Was ist Rassismus e.V. in einem offenen Brief an die Händler darlegte: Die „Afrikanerin“ würde in der Kostümwerbung reduziert auf die unzählbare Wilde und auf ein sexuelles Objekt, die Betonung des Animalischen in

Text und Bild führe zu einer Entmenschlichung, die ein zentrales Merkmal von Rassismus sei¹⁶. Anbieter des Kostüms zeigten sich nach dieser Kritik schnell einsichtig, nahmen den Werbetext von der Homepage oder veröffentlichten eine entschuldigende Stellungnahme.¹⁷

Mit Blick auf das bereits angerissene breite Spektrum der Kostüme muss man allerdings feststellen, dass diese Kostümvarianten nur äußerst selten im Kneipen- und Straßenkarneval gesichtet werden – hier scheinen Sensibilität und Bewusstsein für die spezifische Problematik solcher Darstellungen zugenommen zu haben¹⁸. Eine Durchsicht von digitalisierten Archivfotos in Beständen des ILR erweckt dagegen den Eindruck, dass dies vor ei-

nigen Jahrzehnten noch anders war: Kostümierungen als *Afrikaner im Bastrock*, als *Kannibalen* scheinen in den 1950er bis 70er Jahren noch gängiger gewesen zu sein (vgl. z. B. Abb. 08).



Abb. 08 Wenn aus Karnevalisten „Kannibalen“ werden. Aufstellung zum Rosenmontagszug, Mayen, 1970er Jahre.

Auch Indianerkostüme reflektieren stereotype Muster und auch sie stellen letztendlich eine von Ausbeutung, Unterdrückung und Gewalt betroffene Gruppe von Menschen dar. Den Kostümen liegen romantisierende Imaginationen zugrunde, die sich aus einer Karl-May-Rezeption speisen mögen, aus populären Büchern, Filmen oder auch Wild-West-Shows. Da

die Darstellung von Indianern bei vielen Menschen durch die Rezeption solcher Abenteuergeschichten positiv konnotiert ist, lässt sich die Kritik am Indianerkostüm möglicherweise schwer nachvollziehen. Es ist aber zu akzeptieren, wenn Angehörige dieser oberflächlich imitierten Kultur es leid sind, immer auf diese Bilder reduziert zu werden und zu bedenken geben, dass durch die Reproduktion das idyllische Bild indianischer Kultur verstetigt wird.¹⁹

„Blackfacing“ – mehr als ein Anglizismus

Die Kostümierung weißer Menschen als „Schwarze“ hat außerhalb des Karnevals historische Vorläufer: Im 19. Jahrhundert gab es in den USA Bühnenshows, in denen weiße Entertainer naive, tumbe, ungebildete, aber immer fröhliche Sklaven und devote Diener spielten. Die Darsteller schminkten sich das Gesicht dunkel und sehr klischeehaft: wulstige rote Lippen, große Augen, struppige Haare.²⁰



Abb. 09 Problematische Showtradition: Aus weiß wird schwarz. Reproduktion eines US-amerikanischen Show-Plakats aus dem Jahre 1900.

Die Shows dienten der Unterhaltung von Weißen und implizieren eine Legitimationsstrategie: Die brutale Ausbeutung von Sklaven auf den Plantagen ließ sich so vor einem weißen Publikum rechtfertigen, die lustigen Shows verschleierte die Lebenswirklichkeit von Menschen mit schwarzer Hautfarbe. Der englische Begriff *blackface* bezeichnet diese Theater- und Varieté-Tradition und wird inzwischen auf vielfältige Zusammenhänge angewendet, in denen Schwarze durch angemalte Weiße dargestellt werden: auf Theaterbühnen²¹, in Unterhaltungsshows des TV, in der Werbung, bei Bräuchen wie Karneval oder Halloween oder eben auch als Brauchfiguren wie dem niederländischen Zwaten Piet²². In Ermangelung eines treffenden Begriffs für diese Praxis hat sich im Deutschen *Blackfacing* etabliert. Das Wort wurde übrigens zum Anglizismus des Jahres 2012 gekürt, weil es nicht mehr nur fachsprachlich verwendet wird, sondern eine Relevanz in der Alltagssprache gewonnen hat, seit diverse Fälle von Blackfacing in der deutschen Fernseh- und Theaterlandschaft für Kontroversen sorgten²³.

„Ist ja nicht böse gemeint“?

Kritiker sind der Ansicht, das Blackfacing im mehrfachen Sinne rassistisch ist: Einerseits durch die bereits thematisierte übertriebene Stereotypisierung und die negativen Konnotationen, die damit reproduziert werden. Andererseits, weil sich in dieser Praxis ein Machtgefälle spiegelt: Eine vermeintlich dominante Kultur imitiert eine Kultur, die von Unterdrückung,

Ausbeutung und Diskriminierung betroffen war und immer noch ist, vereinnahmt sie allein aus Spaß und zu Unterhaltungszwecken. Die oberflächliche Darstellung durch veränderte Hautfarbe ignoriert die tatsächlichen Erfahrungen, die schwarze Menschen machen. Während Weiße sich einfach wieder abschminken können, müssen sich Schwarze weiterhin mit Vorurteilen und Ausgrenzung im Alltag herumschlagen, die durch die stereotype Darstellung unterschwellig befördert werden.²⁴ Die Blackfacing-Debatte hier ausführlich zu behandeln, würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, mit Bezug auf Karneval sollen hier aber noch Kostümbeispiele diskutiert werden, die Idole und Stars aus der Black Community darstellen: Zum Beispiel den Basketballstar Michael Jordan oder den Popsänger Michael Jackson. Ein gängiges Argumentationsmuster, nach dem solche Kostümvarianten für unbedenklich und legitim erklärt werden, lautet: Durch die Darstellung würde doch schließlich Bewunderung und Anerkennung ausgedrückt und keine Herabsetzung. Kritiker des Blackfacings dagegen verweisen darauf, dass diese Persönlichkeiten prinzipiell auch ohne eine Veränderung der Hautfarbe darstellbar und erkennbar wären. Die Fokussierung auf die schwarze Hautfarbe verstetigt dagegen Denkmuster und Menschenbilder, nach denen die Hautfarbe als zentrales Unterscheidungsmerkmal gilt, während andere Charakteristika marginalisiert werden. Darüber hinaus wird generell problematisiert, dass die weißen Darsteller die Deutungsmacht beanspru-

chen, was in Ordnung, lustig oder harmlos sei und was nicht, die Mehrheit also darüber entscheidet, wie sich die Minderheit fühlen soll.²⁵

In einzelnen Karnevalsverkleidungen können also je nach Blickwinkel und in unterschiedlicher Weise tradierte rassistische Muster mitschwingen. Auch hier hält Karneval der Gesellschaft den Spiegel vor, und führt vor Augen, dass unser gegenwärtiger Alltag möglicherweise nicht ganz so frei von unterschwelligen Ausgrenzungsmechanismen ist, wie oftmals angenommen.²⁶ Es würde nun aber zu weit gehen, den Kostümträger*innen per se eine rassistische Einstellung zu unterstellen oder vorauszusetzen, dass sie ihr Karnevals-Outfit für originäre Zeugnisse einer Kultur oder gar für repräsentativ halten. Der Kontext der Verkleidungen kann darüber hinaus sehr unterschiedlich sein und es ist durchaus auch möglich, dass einzelne Kostümträger*innen ihre Verkleidung bewusst auf die Spitze treiben, um eben genau die Klischees zu entlarven. Doch umgekehrt darf man auch Betroffenen, den Vertretern der nachgeahmten Kulturen, nicht absprechen, sich irritiert oder verletzt zu fühlen.

Warum die Kostümdebatte hochkochte

Die emotional geführte Kostüm-Debatte kochte einige Tage nach Karneval wieder herunter. Sie war von einer Reihe Fehldeutungen und verzerrten Wahrnehmungen geprägt, die in hohem Maße dazu beigetragen haben, dass die relativ bescheidene Bitte einer Kita um Rücksicht-

nahme viel Unverständnis freisetzte.²⁷ Zum einen wurden Bedenken wegen des rassistischen Gehalts der Kostüme vor schnell missverstanden und rezipiert als Vorwurf an die Kostümträger*innen, sie seien Rassisten. Das aber provozierte erst recht Widerstände und eine Abwehrhaltung, welche die Öffnung zu einer sachlichen Auseinandersetzung erschwerte. In redaktionellen Beiträgen und mehr noch in entrüsteten Kommentaren im Bereich Social Media war zu lesen: Es ginge bei der Kostümierung doch schließlich nicht um eine Herabwürdigung, sondern um Spaß. Diese Argumentation hängt mit einem landläufigen Verständnis von Rassismus zusammen, nach dem dieser mit einer bösen Absicht verbunden sein muss. Was rassistisch ist, muss aber vor allem von seiner Wirkung her beurteilt werden. Darüber hinaus wurde der Appell, bestimmte Kostüme zu reflektieren, vor schnell zum Kostümverbot aufgebauscht und in der Folge als übertriebene Einmischung in einen traditionellen Brauch rezipiert. Reglementierungen aber passen nicht gut zu einem Fest, zu dessen Kern es gehört, dass die herrschende Ordnung auf den Kopf gestellt wird. Dass hier Vorstellungen kollidieren, liegt auf der Hand und Verbote bewirken ohnehin nur selten einen Einstellungswandel. Das bedeutet aber nicht automatisch, dass bestimmte Kostüme und ihr Kontext nicht einmal hinterfragt werden können.

Es scheint legitim, bei einzelnen Karnevalskostümen auf die Historizität und Kontinuität bestimmter Stereotype und

auf ihre potentielle Wirkung aufmerksam zu machen. Kinderkostüme haben sich allerdings nicht als das geeignetste Feld erwiesen, um eine konstruktive und produktive Debatte über Alltagsrassismus anzustoßen. Konstruktiver wäre es möglicherweise, Kindern den spielerischen Umgang und den Spaß mit ihren Kostümen zu lassen und beispielsweise das Indianerkostüm als Anlass zu nehmen, bei geeigneter Gelegenheit und auf kindgerechte Weise die tatsächliche Lebenswelt der indigenen Bevölkerung Nordamerikas zu vermitteln.

Sehnsucht nach einer überschaubaren Welt?

Karneval hält der Gesellschaft den Spiegel vor und macht aktuelle Trans-

formationsprozesse sichtbar. Gerade in einer Zeit des Umbruchs mag hinter dem lustvollen Spiel mit Stereotypen auch die Sehnsucht nach einer vereinfachten Sicht auf die Welt stecken. In dieser Vereinfachung möchte man in der Auszeit Karneval einmal schwelgen, ohne sie reflektieren zu müssen. Die vehemente Diskussion um Kostüme kann je nach individueller Einstellung als überflüssig und übertrieben, zu emotionalisiert und unsachlich, medial hochgekocht oder in postkolonialen Zeiten als längst überfällig bewertet werden. Es scheint jedoch kein Zufall zu sein, dass sie zu einem Zeitpunkt aufkommt, an dem globale Dynamiken dafür sorgen, dass sich Gesellschaften in Europa grundlegend ändern. Phänomene wie etwa Zuzug durch Flucht und Vertreibung,



Abb. 10 Beliebtetes Kinderspiel und Verkleidung: Cowboy und Indianer.

weltweite Mobilität, Bedeutungsverlust der Nationalstaaten einerseits und neue Nationalismen andererseits haben überkommene Gesellschaftsbilder ins Wanken gebracht. Solche Veränderungen bringen Verunsicherung mit sich und das läuft selten konfliktfrei, zu viele unterschiedliche Positionen stehen sich gegenüber. Derzeit handelt eine Gesellschaft in Deutschland aus, wie sie sich als Einwanderungsland oder als plurale Gesellschaft versteht; die politischen und gesellschaftlichen Kontroversen um das Thema „Flüchtlinge“ sind nur ein Beispiel für diese Suche nach einem neuen Selbstverständnis. Wenn es also derart knirscht im sozialen Gefüge, sickern die Konflikte auch durch die Oberfläche aus Frohsinn, Kamelle und Kostümen. Dann wird eine Diskussion um Karnevalskostüme plötzlich zur Folie für die Frage, wie man mit Minderheiten umgeht und sich gegenüber *Fremden* und

dem Fremden verhält. Die von Missverständnissen durchzogene Kostümdebatte leistete auch Kommentaren Vorschub, die sich über eine aus ihrer Sicht ungegerechtfertigte Rücksichtnahme auf fremde Kulturen zuungunsten der *eigenen* traditionellen Kultur ereiferten.²⁸ Zugleich spiegelt die Debatte aber auch, dass es ein vermehrtes Bewusstsein für Alltagsrassismus gibt. Witze und Verkleidungen auf Kosten von Minderheiten werden stärker auf ihre Wirkung zu den Betroffenen hin reflektiert und nicht widerspruchslos hingenommen – und das ist auch gut so. Entscheidend ist, nicht nur in der Auszeit Karneval über Alltagsrassismus zu reflektieren, sondern auch dann, wenn die Auszeit wieder vorbei ist. An Karneval mag jeder das Kostüm tragen, was er möchte. Aber vielleicht denkt der ein oder andere in der nächsten Session beim Griff in die Kostümkiste anders über sein Outfit nach.

Anmerkungen

- 1 Zu den vielfältigen Bedürfnissen, die der Karneval erfüllen kann, vgl. Oelsner, Wolfgang: Fest der Sehnsüchte. Warum Menschen Karneval brauchen. Psychologie, Kultur und Unkultur des Narrenfestes. Köln 2004.
- 2 Die Grenzen liegen je nach Perspektive woanders: Während in der deutschen Medienlandschaft über das Indianerkostüm debattiert wurde, äußerte sich der Kölner Stadt- und Domdechant Msgr. Robert Kleine über Tabubrüche bei der Darstellung von Ordensleuten: <https://www.domradio.de/themen/karneval-humor/2019-02-27/eine-frage-der-geschmacklosigkeit-karneval-als-moench-ordensschwester-oder-papst> (Stand: 12.05.2019).
- 3 Verwiesen sei hier exemplarisch auf die männlich dominierten Karnevalsgesellschaften.
- 4 Vgl. z.B. <https://www.ksta.de/panorama/indianer-meets-negerkoepp-streit-um-politisch-korrekte-kostueme-entbrannt-32092880>; <https://www.zeit.de/news/2019-02/27/streit-um-politisch-korrekte-kostueme-190227-99-158137>. Und es war nicht die einzige Debatte, auch über Witze auf Bühne und Bütt wurde diskutiert. So löste auch der sogenannte Toilettenwitz von Annegret Kramp-

- Karrenbauer umfangreiche Stellungnahmen und Diskussionen aus.
- 5 <https://www.mopo.de/hamburg/politisch-korrekt-fasching-hamburger-kita-verbietet-indianer-kostueme-32163248> (Stand: 12.05.2019).
 - 6 wie Anm. 5.
 - 7 Vgl. z. B. <https://www.welt.de/vermishtes/article189835227/Political-Correctness-Kita-erklart-Indianerkostueme-zu-Fasching-fuer-unerwunscht.html>; <https://www.stern.de/lokal/hamburg/fasching-hamburger-kita-wollte-keine-indianer-kostueme-8607510.html>; <https://ze.tt/warum-es-richtig-ist-schon-in-der-kita-auf-cultural-appropriation-aufmerksam-zu-machen/>; <https://www.abendblatt.de/hamburg/article216598017/Hamburg-Kita-will-keine-Indianerkostueme-Leiterin-wehrt-sich-gegen-Goebbels-Vergleiche.html>; <https://www.derwesten.de/panorama/karneval-kita-verbietet-kindern-diese-kostueme-das-sagen-die-eltern-id216601333.html>; https://rp-online.de/panorama/deutschland/kita-in-hamburg-kinder-sollen-auf-indianer-kostueme-zu-karneval-verzichten_aid-37170003 (Stand 19.05.2019)
 - 8 Bildzeitung vom 6.3.2019.
 - 9 Vgl. hierzu: Grau, Alexander: *Hypermoral. Die neue Lust an der Empörung*. München 2017.
 - 10 Teilnehmende Beobachtung an den Karnevalstagen, Sichtung und Analyse von Medienberichten und Kommentaren in Social Media, Bildgalerien von general-anzeiger.de und wdr.de.
 - 11 Aufgrund des frühen Redaktionsschlusses dieser Ausgabe wurden erste Beobachtungen festgehalten, das Thema bietet Raum für weitere Recherchen.
 - 12 Zitiert aus einem KNA Interview mit der Autorin, geführt am 25.01.2019, das Mitte Februar als Agenturmeldung veröffentlicht wurde und von einigen Medien unter dieser Headline rezipiert wurde.
 - 13 Möglicherweise gab die im Oktober 2018 in Deutschland angelaufene und im Februar 2019 Oscar prämierte Filmbiographie „Bohemian Rhapsody“ (USA/GB 2018) Anregung, den bereits 1991 verstorbenen Sänger Freddy Mercury der britischen Rockband „Queen“ darzustellen.
 - 14 Zu stereotypen Vorstellungen im Kontext der Werbe- und Symbolfigur „Frau Antje“ vgl. Eipers, Sophie: *Frau Antje bringt Holland. Kulturwissenschaftliche Betrachtungen einer Werbefigur im Wandel*. Münster 2005.
 - 15 <https://www.bento.de/politik/deiters-kostuem-afrikanische-dame-soll-rassistische-klischees-bedienen-wird-geloescht-a-52534fe6-722d-4210-a01d-4178cd85032a> (Stand 12.05.2019).
 - 16 Vgl. Meldung vom 8.2.1919 auf dem Twitter Account der Initiative <https://twitter.com/wasistrassismus>.
 - 17 https://www.focus.de/panorama/welt/afrikanische-frauen-mit-kannibalen-verglichen-rassismus-deiters-erntet-harsche-kritik-fuer-karnevalsverkleidung_id_10300049.html (Stand 12.05.2019).
 - 18 Ausnahmen in der Gegenwart bilden die sog. Traditionsvereine, wie zum Beispiel in Köln die „Original Negerköpp von 1929 e.V.“ oder die „Poller Boschräuber“. Solche Vereinigungen treffen seit Jahren auf Kritik, die mitunter aus dem Ruder laufen kann. So soll die Drohung, mit Steinen während des Karnevalszuges beworfen zu werden, dazu beigetragen haben, dass sich die „Frechener Negerköpp“ 2018 in „Wilde Frechener“ umbenannt haben.
 - 19 Im Rahmen der „Kostümdebatte“ äußerte sich zum Beispiel die Kölner Afrikanistik-Professorin Marianne Bechhaus-Gerst dazu, z.B. unter <https://www.zeit.de/news/2019-02/27/streit-um-politisch-korrekte-kostueme-190227-99-158137> (Stand 12.05.2019).
 - 20 Vgl. Lexikon der Filmbegriffe <http://filmlexikon.uni-kiel.de/index.php?action=lexikon&tag=det&id=1641> (Stand 12.05.2019).
 - 21 Bezieht sich Blackfacing auf Theaterinszenierungen, geht die Kritik noch in eine andere Richtung. Kurzgefasst: Es wird als Ausgrenzung schwarzer Schauspieler gewertet, wenn Rollen mit schwarz geschminkten weißen Schauspielern besetzt werden; das suggeriere ‚Weiße können das besser als Schwarze‘. Darüber hinaus würden schwarzen Darstellern in der konventionellen Besetzungspraxis kaum Rollen zugestanden.
 - 22 Zur Kritik an der Figur „Zwarte Piet“ vgl. Helsloot, John: *Sich verkleiden in der niederländischen Festkultur. Der Fall des „Zwarte Piet“*, in: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde*, 36. Bd. (2005/2006), S. 137-153.
 - 23 Seit 2010 prämiert eine Jury unter dem Vorsitz des Sprachwissenschaftlers Anatol Stefanowitsch von der Freien Universität Berlin den Anglizismus des Jahres. Die Begründung für 2012: <http://www.sprachlog.de/2015/01/27/laudatio-blackfacing/> (Stand: 12.05.2019).
 - 24 Vgl. z.B. Positionen der „Initiative Schwarze Menschen in Deutschland Bund e.V.“ zu diversen Fällen von Blackfacing unter <http://isdonline.de/> oder eine Stellungnahme des Vereins „Engagierte Wissenschaft“ zu einem Blackfacing-Fall in einem studentischen Karnevalsverein in Dresden: http://www.engagiertewissenschaft.de/de/inhalt/Rassismus_ist_kein_Karnevalsspass_Stellungnahme_zum_Blackface_Werbeplakat_des_Ba_Hu_Elferrats (Stand 12.05.2019).
 - 25 Vgl. <http://www.taz.de/!5367239/> (Stand 12.05.2019).
 - 26 Zu gegenwärtigen Entwicklungen vgl. Geulen, Christian: *Geschichte des Rassismus*, München 2002, S. 104-119. Einen ausführlichen Überblick über das Thema bietet das Dossier „Rassismus“ im Online-Angebot der Bundeszentrale für politische Bildung: <http://www.bpb.de/politik/grundfragen/286987/rassismus>.
 - 27 Der Träger der Kita hat zwischenzeitlich eine Stellungnahme veröffentlicht: https://www.elbkinder-kitas.de/de/ueber_uns/aktuelles/pressemitteilungen/stellungnahme_z_berichterstattung_zu_verkleidung_an_fasching.html (Stand 12.05.2019).
 - 28 Kommentare wie der Folgende finden sich wiederholt im Kontext der Berichterstattung: „Mir geht das langsam auf die Nerven irgend eine Gruppe bestimmte Personen fühlen sich neuerdings in Deutschland immer diskriminiert. Wir leben hier in Deutschland warum müssen wir uns immer für alles rechtfertigen (sic!) dadurch fühle ich mich diskriminiert“ Ein Nutzer oder eine Nutzerin der Kommentarfunktion auf https://www.focus.de/politik/deutschland/debatte-um-diskriminierende-kostueme-ist-es-rassistisch-wenn-ich-mich-zu-karneval-als-afrikaner-im-bastrock-verkleide_id_10378883.html (Stand 12.05.2019).

Von der Notkapelle zum Museumsobjekt

Die evangelische Versöhnungskirche aus Overath

von Dagmar Hänel



Abb. 01 Die evangelische Versöhnungskirche in Overath

Seit 2017 begleite ich die Übernahme der Versöhnungskirche aus Overath in das LVR-Freilichtmuseum Kommern. Gemeinsam mit meinem dortigen Kollegen, dem Hausforscher Dr. Carsten Vorwig,

entsteht durch unsere gemeinsame Forschungs- und Dokumentationsarbeit ein zentrales Element der zukünftigen Ausstellung des Kirchenbaus im Museum: Die Perspektive der Gemeindemitglieder

und ihre Geschichte(n) mit diesem doch besonderen Bauwerk wird über Texte, Bilder und Medien zum Narrativ der musealen Darstellung.¹ Die zahlreichen Gespräche mit Gemeindemitgliedern, mit den heutigen und mit früheren Pfarrerinnen und Pfarrern geben uns einen Einblick in diese Bedeutungsebene, die das Leben in und mit diesem Gebäude prägt.² Denn eine Kirche ist nicht einfach ein umbauter Raum aus Stein, Holz und Glas, eine Kirche steht symbolisch für die Gemeinschaft ihrer Gemeinde, für die christliche Prägung der Region, ist immer auch ein Glaubenszeichen in der Landschaft.³ Sakralbauten sind Orte spirituellen Lebens, sie sind Ausdrucksform für den Glauben an einen Sinn, sind spirituelle „Heimat“ und hochgradig emotional aufgeladen. Die Reaktionen auf den Brand von Notre Dame vor wenigen Wochen haben deutlich gezeigt, wie tief sich nicht nur die Pariserinnen und Pariser mit ihrer Kirche verbunden fühlen. Egal ob Synagoge, Moschee, Kirche oder Tempel, der Ort des Gottesdienstes bildet einen zentralen identitätsstiftenden Raum für die Gläubigen, aber auch darüber hinaus. Das zeigen uns die Erzählungen aus Overath in aller Deutlichkeit. Diese Geschichten sammelten wir parallel zum Abbau der Versöhnungskirche im Frühjahr und Sommer 2017.

Während die Handwerker aus dem Freilichtmuseum den Kirchenbau Stück für Stück in seine Einzelteile zerlegen, berichten Gemeindemitglieder von der Zeit der Gemeindeentstehung und des Baus



Abb. 02 Interview in der Versöhnungskirche in Overath



Abb. 03 Die Versöhnungskirche wird Stück für Stück abgebaut

ihrer Kirche. Diese Anfangszeit der evangelischen Gemeinde in Overath ist eng verbunden mit der frühen Geschichte der Bundesrepublik Deutschland.

Ankommen in der Bundesrepublik Deutschland. Flucht und Vertreibung als Kollektiverfahrung der ersten Gemeinde

Die Versöhnungskirche in Overath ist eine so genannte Notkirche. Gebaut 1952 für die neu entstandene evangelische Gemeinde im traditionell katholischen Overath. Wie kommt es zu dieser Situation? Overath ist kein Einzelfall, im Gegenteil, in den frühen 1950er Jahren der Bundesrepublik Deutschland wird ein ganzes Kirchenbauprogramm aufgelegt, hunderte neue Kirchen werden gebaut, evangelische und katholische. Auslöser war die enorme Migrationsbewegung infolge des Zweiten Weltkriegs. Über 14 Millionen Menschen flüchteten aus den ehemaligen Ostgebieten des deutschen Reichs, aus Schlesien, Ostpreußen, Masuren, der Tschechoslowakei. Zu diesen 14 Millionen gehörten Irmgard Bachor, Martin Schalaster, Peter Paul, Rosemarie und Günter Mundil, die wir als Mitglieder der Versöhnungskirchengemeinde besuchten und interviewten. In allen Gesprächen war die Erinnerung an die Flucht prägendes Element der eigenen Biographie, diese Zeit wird bis heute nicht nur detailreich erinnert, sondern ist nach über 70 Jahren noch hochgradig emotional aufgeladen. Alle unsere Gesprächspartner haben die Flucht als Kinder erlebt. Die Emotionen dieser Situation, Angst, Hunger, Ekel, Leid und Trauer, werden in ihren Erzählungen real. Der damals 11-jährige spätere Pfarrer der Versöhnungskirche, Peter Paul, erzählt: „Im Januar 45 wurden wir dringend gebeten, die Stadt zu verlassen, weil die Front

sich näherte. Meine Mutter und ich – mein Vater war Soldat – (...) sind zusammen mit den anderen Bewohnern des Hauses auf einen Militärtransport nach Berlin gebracht worden.“⁴ Wie solche Transporte aussahen, erzählt Rosemarie Mundil: „Wir wurden ja raus getrieben und da kam da so ein Viehwagon, wenn der Zug mal hielt, dann sind die Türen aufgegangen und dann konnte man sehen“⁵, wo man gerade war. Die Bahnhöfe waren überfüllt mit Flüchtlingen, die versuchten, in einen Zug zu kommen, wie Martin Schalaster, der mit seiner Mutter und zwei Brüdern aus Ostpreußen unterwegs war, erzählt: „Wir haben teilweise auf Bahnhöfen übernachtet, weil natürlich keine Züge kamen. Es war zugig, es war kalt, man hat zwei, drei Tage und Nächte auf dem Bahnsteig gewartet. Dann kam ein Zug, dann war der voll, dann kam (man) nicht rein, dann fuhr er wieder weg. Dann hat man auf den nächsten gewartet, ach, dann die Kinder wurden durch die Fenster rein gereicht und so etwas und es war immer problematisch. Es war vor allen Dingen schwierig für Mütter mit Kindern, dass die Familien nicht auseinandergerissen wurden.“

Also wir sind mit dem Zug gefahren. Wir sind auch mal ein Stück mit irgendeinem Lastwagen mitgenommen worden. Wir sind auch sehr viel zu Fuß gegangen, vor allen Dingen am Anfang durch den Wald, kann ich mich sehr gut erinnern, sind wir nachts gegangen und gelaufen. Das hatte den Vorteil, die russischen Soldaten waren besoffen und wenn sie hinter uns her geschossen haben, haben sie uns

auch nicht getroffen, ne.“⁶ Der nüchterne Tonfall überspielt die Emotionen, die durch die Erinnerung geweckt werden. Todesangst, Angst davor, die Mutter zu verlieren, Trauer beim Tod des jüngsten Bruders, der auf der Flucht starb, wie viele andere Kleinkinder und Säuglinge.⁷

Letztendlich sind nicht nur diese fünf Menschen in Overath gelandet, sondern hunderte, manche auf direktem Weg, andere über Zwischenstationen in Auffanglagern. Diese kollektive Erfahrung verbindet die Neuankömmlinge, macht sie aber auch anders und fremd für die aufnehmenden Ortsgemeinden. Die Aufnahme der Flüchtlinge war eine Mammutaufgabe der frühen Nachkriegsgesellschaft, sie lief nicht ohne massive Konflikte und Widerstände.⁸ Von Integration konnte über viele Jahre keine Rede sein. Der Konfessionsunterschied machte das Zusammenleben nicht einfacher. Davon erzählt beispielsweise Frau Mundil, die als Kind selbst die Schule als ausgrenzend empfand: Für den evangelischen Religionsunterricht mussten die Kinder der Flüchtlinge die Klasse verlassen, in dieser Zeit „machte der Lehrer dann immer Mathematik. Der hätte ja auch dann die katholische Religionslehre machen können, aber nein, immer Mathematik.“⁹ Irmgard Bachor erinnert sich, wie sie mit der Polizei „zwangseingesetzt“ wurden: „Wir sollten da bei der Familie im Haus eine Wohnung bekommen, keine Wohnung aber zwei kleine Zimmer, da musste die Polizei uns reinbringen.“¹⁰ Rosemarie Mundil erinnert sich auch an ein Gespräch in einem Haushaltswarenladen:

„Da sagte die Frau zu der Besitzerin: ‚Du, deine zukünftige Schwiegertochter, die soll doch was gestohlen haben, hast du da keine Angst?‘ ‚Nein, besser sowas als wenn es ne evangelische wär.‘“¹¹

Auch wenn sich über die Zeit das Verhältnis deutlich verbesserte, die zunächst abweisenden Hausbesitzer später Freunde der Familie Bachor wurden, sind diese Erfahrungen noch lebendig. Nach über 60 Jahren erinnert sich Frau Mundil an den Wortlaut eines zufällig mitgehörten Gesprächs ebenso wie an die Gefühle von Scham und Unwillkommen-sein, die sie damit verbindet.

Die gemeinsame Identität als „evangelisch“ ist in diesem Kontext ein stark intern integrierender Faktor. Im Rückblick erklärt die Pfarrerin Martina Palm-Gerhards: „Das ist so ein bisschen wie bei Asterix, wenn man die Landkarte vor sich sieht, das ist alles katholisch, und ganz unten an der Ecke ist eben Overath, ist nicht Gallien, aber so ähnlich. Und diese Evangelischen wurden ganz bewusst hier angesiedelt, in einem total katholischen Umfeld, das alleine war ja schon brisant.“¹² Auch ihr Kollege Karl-Ulrich Büscher kennt viele Geschichten aus der Anfangszeit der Gemeinde, die mit Ausgrenzung und Ablehnung zu tun haben: „Ich weiß, dass es innerhalb des Ortes Probleme gab, davon haben mir Menschen erzählt. (...), da gab es natürlich die Themen, die auch heute, wenn Flüchtlinge zu uns kommen, identisch sind. Dass man sagt: Die sind ganz anders als wir.“

Und, dass man sich dann bedroht fühlt. Von diesen Geschichten gibt es viele, (...) an den Schulen, (...), dass man nicht zusammen spielen durfte (...), dass die neu Zugezogenen nicht in irgendwelche Jugendgruppen kommen durften damals.“¹³

Die gemeinsame Konfession wurde auch ohne eigene Kirche gelebt, mit Gottesdiensten in privaten Wohnungen, in den Sälen von Gaststätten und vor allem im Kino von Overath. Rosemarie Mundil berichtet, dass der Gottesdienst am Sonntagmorgen stattfand und am Nachmittag dann wieder das Kinoprogramm lief.¹⁴

Auch wenn diese Zeit durchaus als positiv empfunden wurde, war doch der Wunsch nach einer eigenen Kirche für die Gemeinde stark. „Einen eigenen Kirchraum zu haben, das hatte ja auch etwas

mit Identitätsfindung und auch mit Selbstwertgefühl zu tun. Also wir sind ja nicht verkehrt, wenn wir evangelisch sind. Wir dürfen auch eine eigene Kirche haben“¹⁵ – so fasst Frau Bachor die Erinnerungen an die Entscheidungszeit für einen Kirchenbau zusammen.

Treibende Kraft für den Bau war der damalige Gemeindefarrer Kurt Schalaster. Sein Sohn Martin erinnert sich gut an die ersten Gespräche und Vorstellungen: „Ich (...) habe das ja als Bub auch miterlebt, die ersten Fühler, die ausgestreckt wurden, führten dann bald in die Schweiz. Dort gab es den Professor Bartning.“¹⁶

Eine Bartning-Notkirche für Overath

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs waren die christlichen Kirchen mit zerstörten Gotteshäusern, einer durch die Flücht-

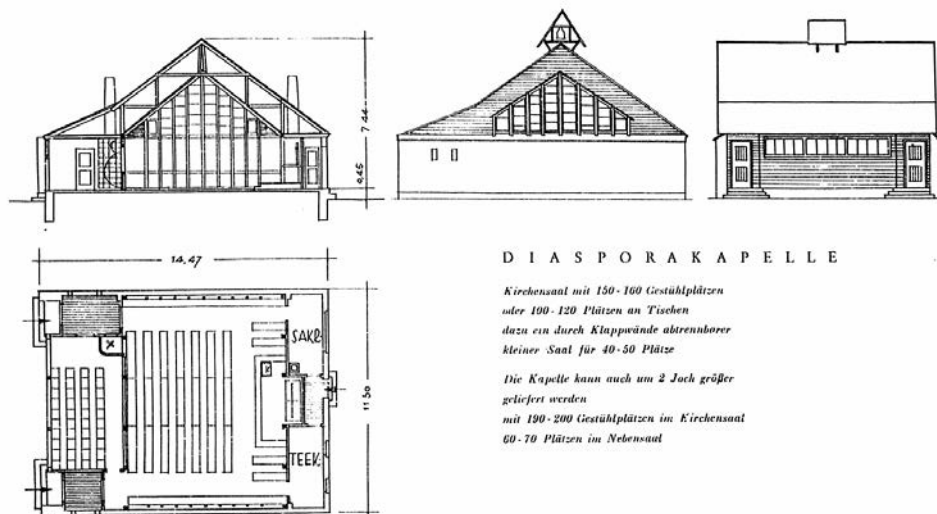


Abb. 04 Bauplan der Diasporakapelle, 1949



Abb. 05 Richtfest im Sommer 1953

lingsströme erhöhten Bevölkerungszahl sowie veränderten Konfessionsverteilungen konfrontiert. Die evangelische Kirche in Deutschland reagierte mit einem eigenen Kirchenbauprogramm: Schnell und einfach sollten die so genannten Notkirchen realisierbar sein. Für diese Idee gewann sie den Architekten Otto Bartning (1883-1959), der als einer der frühen Protagonisten des Bauhauses modernes Bauen schon früh auf Sakralbauten angewandt hatte. Bartning wurde Leiter der Bauabteilung des Evangelischen Hilfswerks in Neckarsteinach, mit einem internationalen Spendenaufkommen wurden in Deutschland zwischen 1948 und 1951 43 seiner drei Notkirchentypen gebaut. Zwei weitere Typen, die Diasporakapelle

und der Typus „Gemeindezentrum“ wurden 1949 bis 1953 etwa 50 mal gebaut.¹⁷ Eine dieser Diasporakapellen war die Versöhnungskirche in Overath.

Kennzeichnend für diesen Bautyp waren Holz-Fertigteile, aus denen die Kirche schnell und einfach montiert werden konnte. „Als die Kapelle dann gebaut wurde, war für mich beeindruckend, dass ein großer Lastwagen kam mit Kran und dass die Teile schon vorgefertigt abgeladen wurden. Also für mich war es sozusagen so etwas wie der Beginn der Fertigbauweise in der Kirche.“¹⁸

Auch Eigeninitiative war notwendig: Gemeindeglieder halfen beim Aus-

schachten und dem Gießen des Fundaments.¹⁹ Frau Bachor erinnert sich: „Ja, ich weiß das über meine Schwiegereltern und meine Eltern oder Geschwister auch. Die damals alle Feuer und Flamme waren. Wir haben Bausteine verkauft und ehrenamtlich gearbeitet, was sie konnten oder was sie machen konnten und das war einfach, als wenn man irgendwo eine Heimat schaffen will.“²⁰

Dieses Gefühl, mit der Kirche ein Stück Heimat zu haben, in der neuen Heimat angekommen zu sein, trägt die Gemeinde bis heute. Pfarrerin Palm-Gerhard kennt dieses Narrativ: „Also was immer wieder erzählt wurde und auch erzählt wird, ist,

wie stolz und froh die evangelischen Christinnen und Christen waren, als sie endlich eine eigene Kirche haben durften.“²¹ Irmgard Bachor erinnert sich an das Gefühl bei der Einweihung: „Bei der Einweihung ist uns das erst mal richtig klargeworden, dass wir eine Kirche haben.“²² „Die Kapelle war fertig und geschmückt. Es war eigentlich ein Holzbau in dem man das Gefühl hatte recht behütet zu sein, recht wohnlich eigentlich auch in seiner Art“²³ ergänzt Martin Schalaster. Der spätere Overather Pfarrer Paul zieht eine Verbindung zwischen dem Kirchenbau und der Geschichte der Gemeindeglieder: „Und für die Vertriebenen, die langsam hier sich „sattelten“ gewissermaßen, war diese Kir-



Abb. 06 Blick auf den Altar, holzvertäfelter Innenraum der Kirche.

che eben auch ein Stück Heimat. Das war – gerade weil sie klein war und eher unscheinbar – aber das war etwas, das war ihnen vertraut. Das war so wie die Häuser, die sie verlassen hatten. Die waren ja auch klein und bäuerlich. Das war ihre Kirche. Und die fanden sie einfach schön.“²⁴

Viel Holz, eher klein, eine mobile Inneneinrichtung, die die Kirche zu einem Multifunktionsraum macht, das charakterisiert diesen Bau. Die Versöhnungskirche wirkt zunächst durchaus anders, als traditionelle Kirchenbauten. „Ja, wenn Sie mich fragen, am Anfang vom Aussehen her, habe ich vielleicht ein bisschen gefremdelt, da dachte ich, mein Gott, das ist ja gar so und dann noch dauernd in dem Loch, da sieht man ja nichts und im Turm oder etwas Turmähnliches fehlt eigentlich auch.“²⁵ Günter Mundil brauchte eine Weile, bis er sich mit der neuen Kirche angefreundet hatte: „Im Laufe der Jahre ist es drinnen, gerade durch die Holzwände rund herum, eigentlich sehr gemütlich.“²⁶

Gemütlich, warm, kuschelig, freundlich, heimelig – mit diesen Attributen charakterisieren fast alle Gesprächspartnerinnen und -partner die Overather Versöhnungskirche. Der ehemalige Pfarrer Paul fasst diese Ausstrahlung des Ortes eindrucksvoll zusammen: „Weil sie für mich immer mehr Wohnzimmer war als Kirche. Mehr Heimat als sakraler Ort. Diese Kirche habe ich nie verstanden als einen sakralen Ort, sondern es war ein Ort, da haben wir getanzt, gelacht, gebetet, geweint, wir haben Feste gefeiert, wir

haben zusammen getrauert. Es war das Wohnzimmer der Gemeinde.“²⁷



Abb. 07 Am Gründonnerstag feiert die Gemeinde in der Versöhnungskirche ein Abendmahl

Abschied und Neubeginn

2015 entschied das Presbyterium der evangelischen Kirchengemeinde Overath die Versöhnungskirche abzureißen und am Ort eine neue Kirche zu bauen. Die Gemeinde war in den vergangenen gut 60 Jahren enorm gewachsen, eine zweite Gottesdienststätte war mit der Friedenskirche entstanden. Beide Kirchen waren für die Gemeinde zu klein geworden, vor allem für die Versöhnungskirche standen umfangreiche und kostenintensive Renovierungsarbeiten an. Also besser direkt neu bauen?

Keine Gemeinde trifft eine solche Entscheidung leicht. Mit dem Kirchengebäude sind Erinnerungen verbunden, persönliche und kollektive. Der drohende Abriss der kleinen Versöhnungskirche war eine schmerzliche Vorstellung für viele Gemeindeglieder. Die Anfrage des LVR-Freilichtmuseums Kommern, ob die Ge-

meinde sich vorstellen könne, die Kirche ins Museum zu geben, wurde von allen Beteiligten positiv aufgenommen: Pfarrerin Palm-Gerhards fasst die besonderen Möglichkeiten zusammen: „Also ich finde das einen ganz wunderbaren Ort, weil es zum einen der Geschichte der Kirche wirklich gerecht wird, also dieser Flüchtlingsgeschichte, dieser Zeit des Aufbaus, des Sich-neue-Heimat-Findens, also das passt alles in das Freilichtmuseum. (...) Und dann finde ich es gut einfach, dass sie besichtigt werden kann, also im Museum

Anmerkungen

1 Das aktuelle Projekt zur Versöhnungskirche Overath ist bereits das zweite Kooperationsprojekt, in dem das LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte und das LVR-Freilichtmuseum Kommern in ähnlicher Weise zusammenarbeiten. Auch der Flüchtlingscontainer aus Titz-Opherten ist über narrative Interviews und audiovisuelle Dokumentation in seiner Bedeutung für die Menschen vor Ort erschlossen worden. Besuchen Sie in Kommern den Container, in dem diese Geschichte in Medienstationen sowie einem Dokumentarfilm erzählt werden. („Muss langsam weg.“ Von der Flüchtlingsunterkunft zum Museumsobjekt. Buch und Regie: Dagmar Hänel/Carsten Vorwig. DVD, 30 Min. Titz/Kommern 2014. Vgl. auch Carsten Vorwig: Vom Übergangsheim zum Museumsobjekt. Die Flüchtlingsunterkunft aus Titz-Opherten. In: Josef Mangold (Hg.): Flüchtlingsunterkunft: Leben im Container. Kommern 2016 [Reihe zum Marktplatz Rheinland; 3], S. 6-15 sowie Dagmar Hänel und Carsten Vorwig: Zwischen Aufbewahrung und Heimat. Eine Flüchtlingsunterkunft und ihre Musealisierung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 113 Jg. (2017), S. 59-78.]

bedeutet ja auch, ich kann dahin gehen, ich kann mir es angucken, ich kann mich fühlen in diesem Raum. Das heißt da werden immer wieder Menschen hinein- und hinausgehen.“²⁸

Diese Besucherinnen und Besucher werden auch etwas über die besondere Beziehung der Overather Gemeinde zu ihrer Kirche erfahren, werden ihre Erinnerungen an „das Wohnzimmer der Gemeinde“ und ganz persönliche Lebensgeschichten kennenlernen können.

2 Zur Methodik vgl. Brigitta Schmidt-Lauber: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Silke Göttisch / Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin 2007, S. 169-188 und Dagmar Hänel: Ist das Methode? Volkskundlicher Film und Feldforschung. In: Alltag – Kultur – Wissenschaft. Beiträge zur Europäischen Ethnologie, Band 4 (2017), S. 37-54.

3 Kurz angemerkt sei, dass Sakralbauten auch architektonische Machtsymbole sind. In der Geschichte finden sich zahlreiche Beispiele von Religionswechseln von Sakralbauten (z. B. die Hagia Sophia), von Zerstörung zur Machtdemonstration, von Entweihungen und Gewalt.

4 Interview mit Pfarrer a.D. Peter Paul, 05.04.2017, Bergisch-Gladbach.

5 Interview mit Ehepaar Mundil, 13.04.2017, Overath.

6 Interview mit Martin Schalaster, 12.04.2017, Meckenheim.

7 Vgl. zur Geschichte von Flucht und Vertreibung u.a.: Wolfgang Benz (Hg.): Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen. Frankfurt am Main 1995 und Andreas Kossert: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945. München 2009.

8 Vgl. dazu Elisabeth Fendl: Heimat rekonstruieren, verwalten, verzetteln. Zur Materialisierung von Verlorenem. In: Uta Bretschneider / Sönke Friedrich / Ira Spieker (Hg.): Verordnete Nachbarschaften. Transformationsprozesse im Grenzraum Deutschland – Polen – Tschechien seit dem Zweiten Weltkrieg. Dresden 2016, S. 83-98 sowie Elisabeth Fendl: Zur Ikonographie des Heimwehs. Erinnerungskultur bei Heimatvertriebenen. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde, 4.-6.7.2001. Freiburg 2002 (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, Bd. 6).

9 Interview mit Ehepaar Mundil, 13.04.2017, Overath.

10 Interview mit Irmgard Bachor, 06.05.2017, Overath.

11 Interview mit Ehepaar Mundil, 13.04.2017, Overath.

12 Interview mit Pfarrerin Martina Palm-Gerhards, 04.04.2017, Overath.

13 Interview mit Pfarrer Karl-Ulrich Büscher, 11.04.2017, Overath.

14 Vgl. Interview mit Ehepaar Mundil, 13.04.2017, Overath.

15 Interview mit Irmgard Bachor, 06.04.2017, Overath.

16 Interview mit Martin Schalaster, 12.04.2017, Meckenheim.

17 Vgl. Christoph Schneider: Das Notkirchenprogramm von Otto Bartning. Marburg 1997 und Svenja Schrickel: Die Notkirchen von Otto Bartning. Eine serielle Kirchenbauproduktion der Nachkriegszeit. Überlieferte Zeichen eines Neuanfanges nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. 34. Jg, 2005, Heft 4, S. 201-213.

18 Interview mit Martin Schalaster, 12.04.2017, Meckenheim.

19 „Also in Eigenregie wurde zunächst einmal das Fundament oder eine Fundamentplatte gegossen von einigen Männern in der Gemeinde. Die haben das selber mit Schaufel und so weiter dann gemacht und dann wurde

es aufgebaut. Das ging relativ zügig und flott, nach meiner Erinnerung, ja.“ (Ebd.).

20 Interview mit Irmgard Bachor, 06.04.2017, Overath.

21 Interview mit Pfarrerin Martina Palm-Gerhards, 04.04.2017, Overath.

22 Interview mit Irmgard Bachor, 06.04.2017, Overath.

23 Interview mit Martin Schalaster, 12.04.2017, Meckenheim.

24 Interview mit Pfarrer a.D. Peter Paul, 05.04.2017, Bergisch-Gladbach.

25 Interview mit Ehepaar Mundil, 13.04.2017, Overath.

26 Ebd.

27 Interview mit Pfarrer a.D. Peter Paul, 05.04.2017, Bergisch-Gladbach.

28 Interview mit Pfarrerin Martina Palm-Gerhards, 04.04.2017, Overath.

Eine neue sprachliche Heimat finden

Arbeitsmigration und regionale Sprache

von Charlotte Rein

Auf den Wirtschaftsseiten der Tageszeitungen findet sich seit einigen Jahren ein Thema immer wieder prominent in Szene gesetzt: der Fachkräftemangel. „Fachkräftemangel: Öffentlicher Hand droht laut Studie Handlungsunfähigkeit“, „Fachkräftemangel: Sterben der traditionellen Bäckereien geht weiter“ oder „Kampf gegen Fachkräftemangel: Frankfurter Hotel bringt Flüchtlinge in den Arbeitsmarkt“ ist hier beispielsweise zu lesen.¹ Bei der Situation, dass zu wenige Arbeitskräfte für bestimmte Tätigkeiten zu finden sind, handelt es sich allerdings keineswegs um ein neues Phänomen des 21. Jahrhunderts.

Blickt man in der Geschichte des deutschen Arbeitsmarktes gut 150 Jahre zurück, kann man feststellen, dass es seit der Mitte des 19. Jahrhunderts im Deutschen Reich und später in der Bundesrepublik Deutschland immer wieder Phasen gegeben hat, in denen in bestimmten Branchen (ausgebildete) Arbeitskräfte fehlten. Auch die Gebiete an Rhein und Ruhr stellen hier keine Ausnahme dar. Damals wie heute wurde versucht, die Arbeitsplätze durch die Anwerbung von auswärtigen Kräften

zu besetzen, wodurch es zunehmend zu Arbeitsmigration kam und kommt. Vergleichbar bleiben auch die sprachlichen Herausforderungen für die zugewanderten wie für die heimischen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen: Möglichst schnell muss eine gemeinsame Sprache zur Verständigung bei der Zusammenarbeit gefunden werden. In der Regel handelt es sich hierbei um die Alltagssprache der Region, in der das Unternehmen angesiedelt ist.

Doch wie verhält es sich, wenn in einen Betrieb, einen Ort oder eine Region nicht nur einzelne Fachkräfte hinzukommen, sondern gleich tausende Arbeiter und Arbeiterinnen, die zudem ihre Familien mitbringen? Dann ist es durchaus möglich, dass sich die Alltagssprache wandelt oder dass sich neue Sprachformen ausbilden, um den veränderten Kommunikationsanforderungen gerecht werden zu können. Derartige Prozesse können wir im Raum an Rhein und Ruhr bereits seit den 1870er Jahren beobachten, da es hier im Zuge der Industrialisierung zu massiven Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur gekommen ist. Im Folgenden werden drei Fallbeispiele näher vorgestellt.

Die Glasbläser von Gerresheim: „Do sent-i Lüt koom ut-e verschiens- ten Gegenden“²

Blicken wir zuerst nach Gerresheim, im 19. Jahrhundert noch eigenständiger Ort, seit 1909 ein Stadtteil von Düsseldorf. Hier gründete 1864 Ferdinand Heye eine Glashütte – heute nahezu vergessen, um die Jahrhundertwende indes der größte Flaschenproduzent der Welt. Denn der Unternehmer Heye war damals mit seiner Geschäftsidee zur richtigen Zeit am richtigen Ort: In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts verdrängte die Abfüllung von Getränken in Flaschen zunehmend die traditionelle Aufbewahrung in Fässern, Kannen und Tonkrügen. So stieg die Produktionsrate der Gerresheimer Glashütte

von 14 Millionen Flaschen im Jahr 1880 auf 47 Millionen Flaschen im Jahr 1890 rasant an. Um diese Mengen produzieren zu können, war Ferdinand Heye auf Glasbläser angewiesen, die das Handwerk sicher beherrschten. Denn vollautomatische Maschinen gab es zu dieser Zeit noch nicht. Doch in der Düsseldorfer Umgebung und im gesamten Rheinland gab es nicht genügend Fachkräfte für die neu entstandenen Arbeitsplätze. So begann Ferdinand Heye Glasbläser in den Reichsgebieten östlich der Elbe anzuwerben, denn hier war der Beruf noch wesentlich verbreiteter als an Rhein und Ruhr. Viele Arbeiter kamen seinem Aufruf nach, sie machten bald etwa 40 Prozent der Belegschaft aus, hinzu kamen noch einmal fast 20 Prozent deutschsprach-



Abb. 01 Die Glashützensiedlung in Gerresheim heute

chige Kräfte aus Russland. Das heißt, nur 40 Prozent der Angestellten der Glashütte kamen aus Gerresheim und Umgebung.

Natürlich war der Gerresheimer Fabrikant nicht der einzige Glashüttenbetreiber, der auf der Suche nach Mitarbeitern war, sodass er versuchen musste, die Fachkräfte mit besonders guten Konditionen für sich zu gewinnen. Dies tat er, indem er eine komfortable Wohnsiedlung erbauen ließ, in der die Angestellten mit ihren Familien leben konnten.

Diese Wohn- und Arbeitssituation führte zu ganz besonderen sprachlichen Verhältnissen. Durch die hohe Anzahl an zugewanderten Arbeitern aus den verschiedensten Gebieten (z. B. Brandenburg, Pommern, Ost- und Westpreußen) und das isolierte Wohnumfeld hatten die Glasbläser und ihre Familien wenig Kontakt zu den eingesessenen Gerresheimern, die zu dieser Zeit zumeist noch ihre ripuarisch-südniederfränkische Ortsmundart sprachen. Daher übernahmen die Zugezogenen diese auch nicht als Alltagssprache, sondern es entwickelte sich eine eigene Sprachform der Glashütte (der *Hött*): das *Hötter Platt*. Hierbei handelt es sich um eine sogenannte Ausgleichsmundart, um einen Dialekt, der Merkmale unterschiedlicher Mundarten in sich vereint und der den Sprechern und Sprecherinnen dieser Varietäten als Alltagssprache dient. Das *Hötter Platt* wies Eigenarten der unterschiedlichsten niederdeutschen Dialekte auf, beispielsweise der Hamburger, Mecklenburger, Posener, Brandenburger,

Danziger, Kur- und Livländer Mundarten und war in dieser Mischung einmalig.

Bedingt durch seine sehr spezielle Entstehung und seinen engen Geltungsraum endete allerdings die Karriere des *Hötter Platt* als Alltagssprache der Glasbläser von Gerresheim gleichzeitig mit dem manuellen Handwerk auf der Glashütte. Bis 1942 waren neben den ersten Maschinen noch Glasbläser tätig, die auf die traditionelle Art und Weise Flaschen herstellten, danach wurden sie endgültig ersetzt. Zudem veränderte sich durch Wachstum und Weiterentwicklung allmählich die Struktur des Ortes, sodass sich auch die isolierte Wohnlage der Glashütten-siedlung zunehmend auflöste. So unterscheidet sich die regionale Alltagssprache in Gerresheim heute nicht mehr von den umliegenden Düsseldorfer Stadtteilen. Peter Honnen hat zu Beginn der 1990er Jahre für sein Buch „Sprachinseln im Rheinland“ jedoch noch einige der letzten Sprecher und Sprecherinnen des *Hötter Platt* aufnehmen können, sodass uns auch heute noch ein akustischer Eindruck dieser besonderen Mundart möglich ist.³

Die Bergleute im Ruhrgebiet: „Jetz' geh ich nach de Zeche!“⁴

Der nächste Fall von Arbeitsmigration hat einen wesentlich größeren Einfluss auf die Alltagssprache genommen und prägt die Sprache der Region bis heute: die Zuwanderung ins Ruhrgebiet. Verglichen mit anderen Landschaften in Deutschland ist das Ruhrgebiet eine junge Region, deren Besonderheit darin besteht, dass sie ihre

Entstehung allein der Industrialisierung verdankt. Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts war das Gebiet zwischen Lippe und Ruhr in verschiedene Territorien zersplittert. Auch sprachlich handelte es sich um ein heterogenes Gebiet: In den Orten im Westen wurden im Alltag kleverländische Dialekte gesprochen, im Osten westfälische Mundarten und die Gegend um Mühlheim an der Ruhr zählte zum ostbergischen Sprachraum. Doch die sprachliche Situation änderte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts durch die einsetzende Industrialisierung nachhaltig. 1838 gelang zum ersten Mal der Abbau verkokbarer Fettkohle unterhalb der Mergelschicht im Revier, der Einsatz von Dampfmaschinen erlaubte es dann auch, größere Mengen dieser Kohle zu fördern. Dank der Gründung des Deutschen Zollvereins konnte

sie unkompliziert weitertransportiert und verkauft werden. Zusätzliche unterstützende Momente für die Industrialisierung des Gebietes waren die Einführung des Kokshochofens sowie der Ausbau der Eisenbahn und der Wasserwege auf Rhein und Ruhr. Bereits Anfang der 1830er Jahre fehlten aufgrund des rasanten Wachstums der Kohleindustrie in den Zechen Arbeitskräfte. In einer ersten Welle von Arbeitsmigration kamen Bergleute aus den umliegenden Gebieten. Doch konnten auch diese Arbeiter die Förderung der großen Kohlenmengen bald allein nicht mehr bewerkstelligen, sodass die Besitzer der Zechen begannen, in den preußischen Ostprovinzen Arbeiter anzuwerben.

So kamen seit den 1860er Jahren zahlreiche Menschen aus oberschlesischen

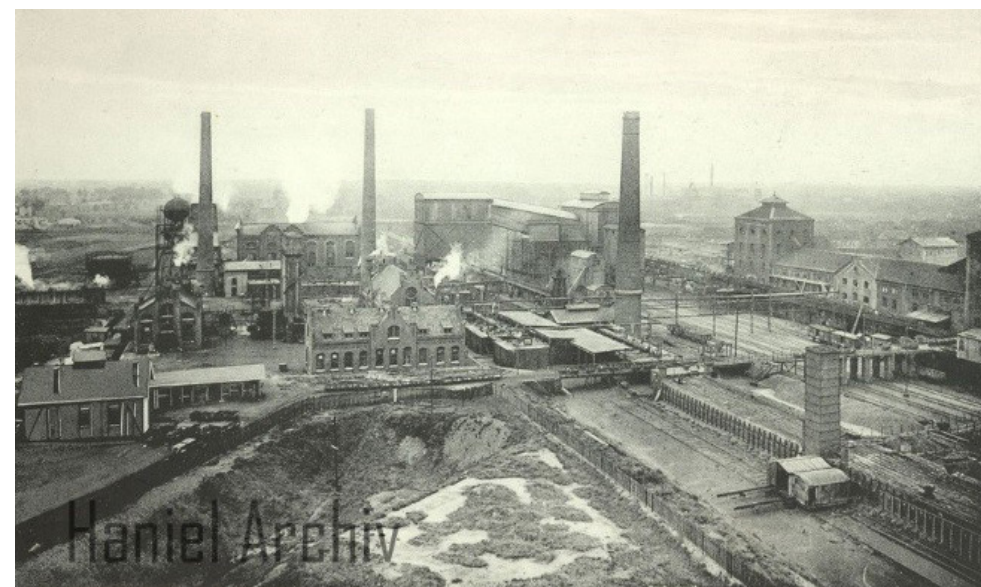


Abb. 02 Steinkohlenbergwerk Rheinpreußen Schacht I und II in Homberg um 1907

Bergwerken in die Region, wenig später zogen auch aus West- und Ostpreußen Bergleute zu. Zwischen den 1890er Jahren und dem Ausbruch des ersten Weltkrieges 1914 setzte eine regelrechte Massenbewegung von Ost nach West ein: So stieg die Zuwandererzahl der sogenannten Ruhrpolen von 1890 bis 1906 rasant von 25.548 auf 228.766 an, 1913 kamen ca. 450.000 bis 500.000 Bewohner des Ruhrgebiets ursprünglich aus den Ostprovinzen.⁵ Sprachlich brachten die Arbeitsmigranten ganz unterschiedliche Hintergründe mit: Masurisch, Polnisch oder Kaschubisch waren ihre Muttersprachen bzw. -dialekte, einige von ihnen hatten darüber hinaus schon in ihrer Heimat Kontakt zur deutschen Sprache gehabt. In den Zechen und den Werksiedlungen kamen sie dann in Kontakt mit Deutschmuttersprachlern, die ihrerseits verschiedene Dialekte sprachen. Gerade für die Kommunikation unter Tage oder am Hochofen musste also eine Sprachform gefunden werden, die ein gemeinsames Arbeiten möglich machte. So entwickelte sich eine Alltagssprache, der das Hochdeutsche zugrunde lag, die aber stark von den niederfränkischen und westfälischen Dialekten der Region beeinflusst war. Dieser Regiolekt hat sich bis heute im Revier erhalten und prägt dort auch unabhängig von der Kohleindustrie den sprachlichen Alltag der Bewohnerinnen und Bewohner: das *Ruhrdeutsche*, auch *Pöttisch*, *Ruhrgebietssprache* oder *Kohlenpottslang* genannt. Lange Zeit ging man davon aus, dass neben den westdeutschen Dialekten auch die Muttersprachen der zugewanderten Arbeitsmigranten aus dem Osten einen großen Anteil an der Gestalt des

Ruhrdeutschen gehabt hätten, „Polnisch rückwärts“ wurde es daher auch genannt. Unterschiedliche Untersuchungen zeigen allerdings deutlich, dass dieser Anteil völlig überschätzt wird. Außer den polnischen „Kennwörtern“ *Matek* ‚Mutter‘ und *Mottek* ‚Hammer‘ sind so gut wie keine Wörter aus den slawischen Sprachen und Dialekten der Migranten in der Alltagssprache verankert.

Aber dennoch kann man mit Fug und Recht sagen, dass die „Ruhrpolen“ einen wesentlichen Anteil an der Entstehung des Ruhrdeutschen hatten: Wären sie (und natürlich auch die Arbeitskräfte aus dem deutschen Sprachraum) nicht so zahlreich in die Region zwischen Ruhr und Lippe gezogen, hätte hier wohl Ende des 19. Jahrhunderts kein Grund bestanden, eine neue Alltagssprache zu „schaffen“. Die Sprache in den verschiedenen Städten und Gemeinden hätte sich vermutlich entsprechend der der anderen Orte in den jeweiligen Dialektgebieten entwickelt. So wäre in Städten wie Duisburg oder Oberhausen heute der niederrheinische Regiolekt zu hören, wie er in Wesel und Kleve gesprochen wird, in Oberhausen, Recklinghausen und Unna hingegen der westfälische Regiolekt. Die Arbeitsmigration hat also ganz maßgeblich zum Entstehen eines spezifischen ruhrdeutschen Regiolekts beigetragen. Und wie das dritte Fallbeispiel zeigen wird, hat sich das Ruhrdeutsche mithilfe der Bergleute sogar zum Exportschlager über die Grenzen des Ruhrgebiets hinaus entwickelt ...

Die Bergleute von Hückelhoven: „Die Kumpels in Hückelhoven brauchen die Braunkoole abba“⁶

1918, nach dem Ende des ersten Weltkrieges, begann im Ruhrgebiet für die Ruhrpolen eine Zeit des Umbruchs. Nach der Wiedererrichtung des polnischen Staates verließen zahlreiche Menschen das Ruhrgebiet und kehrten in die alte Heimat zurück, andere emigrierten nach Frankreich und Belgien. Hier wurden in den Bergwerken Arbeitskräfte gesucht. Für viele Bergleute, die das kriegszerstörte Ruhrgebiet verlassen wollten, war dies ein willkommenes Angebot. Doch gab es auch Arbeiter, die sich dem deutschen Reich zugehörig fühlten und die ihre neue Heimat nicht verlassen wollten. Von ihnen blieben einige im Ruhrgebiet, einige zogen in andere deutsche Bergbaugebiete weiter.

Eine Zeche, die in den 1920er Jahren florierte und die für einige der Bergleute aus dem Ruhrgebiet zur neuen Wirkstätte wurde, war „Sophia-Jacoba“ in Hückelhoven, einem Ort zwischen Heinsberg und Erkelenz im Aachener Bergbaurevier. Hier hatte der Unternehmer Friedrich Honigmann 1888 damit begonnen, eine Steinkohlezeche zu errichten. 1909 wurde Schacht I der Zeche „Maiglöckchen“ abgeteuft, 1912 war er fertiggestellt. Nach Honigmanns Tod 1913 übernahm sein Sohn Eduard die Arbeiten an „Maiglöckchen“, doch der Erste Weltkrieg traf das junge Unternehmen schwer: 1915 arbeiteten hier nur acht Arbeiter und Angestellte. Nachdem Eduard Honigmann 1916

in Frankreich fiel, verkaufte die Familie die Zeche an eine niederländische Gesellschaft. Dieser finanzkräftige Inhaber sorgte dann, unterstützt durch die positive Entwicklung der deutschen Wirtschaft nach Kriegsende, für einen schnellen Aufstieg der Hückelhovener Kohleindustrie. So wurde die Zeche, die 1920 nach den Frauen der neuen Eigentümer in „Sophia-Jacoba“ umbenannt worden war, zu einem der am schnellsten wachsenden Unternehmen im Aachener Revier, was für den Hückelhovener Raum eine grundlegende Veränderung bedeutete: von einem ländlich-hausgewerblichen Wirtschaftsgebiet hin zu einem Industrieort. Aber nicht nur für die Arbeitswelt stellte dieser Aufstieg von „Sophia-Jacoba“ einen deutlichen Umbruch dar, auch das Alltagsleben des Ortes wurde deutlich beeinflusst. Durch den Zuzug von Bergleuten aus anderen Revieren – zunächst aus dem umliegenden Aachener Raum, dann vor allem aus dem Ruhrgebiet – versechsfachte sich die Bevölkerung von Hückelhoven-Ort zwischen 1917 und 1933: Die Einwohnerzahl stieg von 790 auf 5027. Der kleine Ort Schaufenberg hatte 1920 nur 26 Häuser, in denen 120 Menschen lebten, zwischen 1921 und 1926 wurden dann 220 neue Häuser gebaut, so dass die Einwohnerzahl auf 1700 anstieg.⁷ Dass eine Vielzahl dieser neuen Bewohner aus dem Ruhrgebiet (und ursprünglich aus den Ostprovinzen) kamen, verdeutlicht eine Erhebung aus den 1930er Jahren. Schüler aus der Gemeinde Hückelhoven wurden gefragt, wo ihre Großväter väterlicherseits geboren worden waren. Hierbei zeigte sich,

dass die alteingesessenen Familien inzwischen die Minderheit darstellten: Nur vier Großväter waren in Hückelhoven geboren, acht im Kreis Erkelenz, sechs im Ausland, neun in Mitteldeutschland, 32 im Ruhrgebiet und 151 in den Ostprovinzen.⁸

Da für die rasch hinzuziehenden Arbeiter neuer Wohnraum geschaffen werden musste, wurden ab den 1920er Jahren in Hückelhoven und in umliegenden Dörfern Werkwohnungen errichtet, die meist eigene kleine Siedlungen darstellten. Hier lebten die Bergleute und ihre Familien ähnlich wie die Glasbläser in Geresheim häufig als eigene Gemeinschaft,

mit wenig Kontakt zur alteingesessenen Dorfbevölkerung. So erinnert sich Aenne Schneiders, die aus einer Hückelhovener Familie stammt: „In die Siedlung gingen wir nicht zum Spielen, das war eine ganz andere Welt. Die lag ja auch ganz für sich. Da war eine Trennungslinie“.⁹

Alltagssprache vieler Siedlungsbewohner war das Ruhrdeutsche, das sie auch in ihrer neuen Heimat weiterhin im nachbarlichen Kontakt verwendeten – schließlich hatten viele Anwohner der neuen Wohngebiete zuvor im Ruhrgebiet gelebt. Und die Nachbarschaft hatte in den Bergmannssiedlungen einen großen

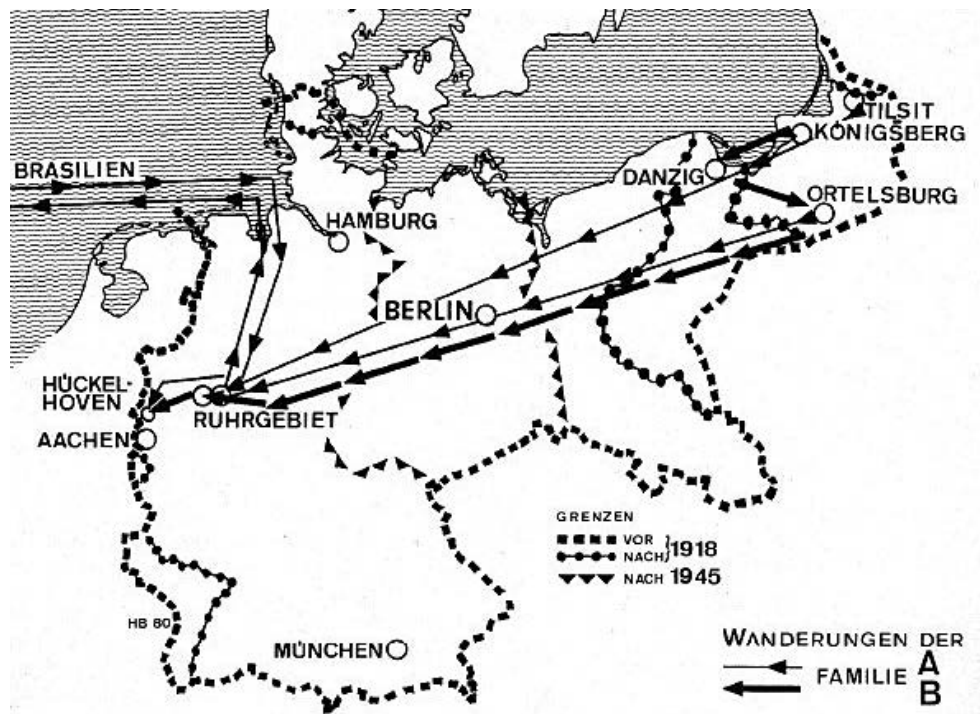


Abb. 03 Beispielhafte Darstellung des Migrationsweges: aus den Ostprovinzen über das Ruhrgebiet nach Hückelhoven

17. Wie wird ‚Hast du‘ in der Frage ... *dat schon gehört?* ausgesprochen?

hasse *haste* beides andere:.....

20. Der geht... *in de Kirche* *inne Kirche*

21. Die Frau arbeitet... *bei de Zeitung* *beie Zeitung*

Abb. 04 und 05 Ausschnitt aus dem Fragebogen 8 (2005), Nr. 1760 aus Hückelhoven

Stellenwert, sodass es viele Möglichkeiten zum Austausch gab: Die Frauen, die für den Haushalt verantwortlich waren, begegneten sich beispielweise an den Wasserpumpen oder unterstützten sich gegenseitig bei den zahlreichen Arbeiten rund um Haus und Hof und nach der Arbeit traf man sich vor den Häusern auf der Straße oder in einer der Gastwirtschaften, zum Beispiel in der Gaststätte „Zur schönen Aussicht“ bei Familie Konietzka. Dieses Alltagsleben in den Bergmannssiedlungen wird in dem Band „Wir konnten keine großen Sprünge machen“ von (ehemaligen) Bewohnern und Bewohnerinnen eindrücklich beschrieben. Dass viele von ihnen ursprünglich aus den Ostprovinzen beziehungsweise aus dem Ruhrgebiet kamen, wird auch an den Namen, die in diesem Buch begegnen deutlich: Neben *Konietzka* finden sich so zum Beispiel die Familiennamen *Truschzinski* und *Schwiederski*. Im Laufe der Zeit nahm bei einigen der Siedlungsbewohner der Kontakt zu

den „alten“ Dorfbewohnern aus unterschiedlichen Gründen dann aber doch zu, sei es durch die Arbeit oder durch private Kontakte. So wurden einige von ihnen „zweisprachig“, wie die Bearbeiterin eines Fragebogens zur regionalen Sprechsprache, der 2005 im Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte einging. Die Hückelhovenerin hatte zuerst in der Siedlung, später dann im Dorf gelebt und hat den Fragebogen doppelt ausgefüllt, für jedes Wohngebiet einmal.

In Aufgabe 17, 20 und 21 geht es um die Frage, wie die Zusammenziehungen aus Präposition und Artikel in der regionalen Umgangssprache lauten. Die Informantin gibt für die (südniederfränkisch geprägte) Alltagssprache in Hückelhoven *haste*, *in de* und *bei de an* – der Anlaut *d-* des Artikels bleibt also erhalten. Nicht so in der Sprechsprache der Bergmannssiedlung, hier heißt es *hasse*, *inne*, *beie* – das *d-* wird getilgt. Wie Sprachkarten zeigen, spiegeln diese Antworten die sprachräumliche Situation gut wieder: Im Ripuarischen und auch im südlichen Südniederfränkischen, dem Sprachraum, in dem Hückelhoven liegt, sind Formen mit *d-* üblich, weiter im Norden, insbesondere im Ruhrgebiet Varianten ohne *d-*. Neben solch konkreten Nennungen sprachlicher Unterschiede begegnen auf Fragebögen auch allgemeine Hinweise auf die besondere sprachliche Situation in Hückelhoven:

da Hückelhoven eine eigene Sprache unterwilt-
lins, durch den Bergbau, erfahren hat, für
unsere Umgebung untypisch

Abb. 06 Ausschnitt aus dem Fragebogen 10 (2012), Nr. 90 aus Hückelhoven

Seit 1920 Zuwanderung aus dem Ruhrgebiet zur Zeche
Sophia-Jacoba Hückelhoven dabei starke Vermischung m.
„Ruhrdeutsch-Deutsch“: Auf d. Freitagsmarkt stützt vertreten.

Abb. 07 Ausschnitt aus dem Fragebogen 7 (2002), Nr. 1062 aus Hückelhoven

Das Ruhrdeutsche „Hückelhover Prä-
gung“ hat es sogar in die Zeitung ge-
schafft: Auf den Lokalseiten der Aache-
ner Nachrichten erschien in den 1990er
Jahren die Kolumne „Kalle aus der Klo-
sestraße“, in der der (fiktive) Bergmann
Kalle Briefe an seinen Freund Ötte, der in
den Schwarzwald gezogen ist, schreibt.
Die Texte von Autor Willi Spichartz lassen
die Alltagssprache der Bergleute vor dem
inneren Ohr hörbar werden:

*Unsare Lieblingsgechna von TuS Jahn
aus Hilfaat sind widda ma abgestiegn.
Unsere Borussen-Millionen-Truppe soll
die Sponsoarenknete nächstess Jaa wei-
terkriegn. Vielleicht wiad ja mitdie Scheine
anne Angel doch noch ma watt mit'n Auf-
stieg. Vor allen brauchen die ma en neu-
en Vorstand, sonz müssen die ganz Alten
nochma ran.¹⁰*

1997 wurde die Zeche Sophia-Jacoba
geschlossen, was einen erneuten Wandel
der Arbeits- und Bevölkerungsstruktur
mit sich brachte. Wie es heute um das
Ruhrdeutsche in Hückelhoven besteht,
ist fraglich. Es kann davon ausgegangen
werden, dass die (sprachliche) Trennung
zwischen Siedlung und Dorf heute nicht
mehr besteht. Ob die Sprache der Berg-
arbeiter aus dem Ruhrgebiet in der Hü-
ckelhoverer Alltagssprache Einflüsse
hinterlassen hat, wäre ein lohnenswertes
Untersuchungsziel.

Literatur

- Becker, Anne Katrin (2003): „Ruhrdeutsch“. Die Sprache des Ruhrgebiets in einer umfassenden Analyse. Dissertation Universität Freiburg i. Br. [URL: <https://freidok.uni-freiburg.de/fedora/objects/freidok:703/datastreams/FILE1/content>].
- Cornelissen, Georg (2015): Kleine Sprachgeschichte von Nordrhein-Westfalen. Köln.
- Czierpka, Juliane (2019): Der Ruhrbergbau. Von der Industrialisierung bis zur Kohlekrise. Für „Aus Politik und Zeitgeschichte“/bpb.de. Veröffentlicht unter der Creative Commons Lizenz: CC BY-NC-ND 3.0 DE.
- Haida, Sylvia (2012): Die Ruhrpolen. Nationale und konfessionelle Identität im Bewusstsein und im Alltag 1871–1918. Dissertation Universität Bonn. [URL: <http://hss.ulb.uni-bonn.de/2012/3073/3073.pdf>].
- Herborn, Wolfgang/Gert Fischer (2008): Geschichte der Stadt Hückelhoven. Von den Anfängen der Ortschaften bis zum 20. Jahrhundert. Jülich.
- Herzberg, H.-Henning (1981): Lebensbilder. Zwei Bergmänner erzählen, in: Heimatkalender des Kreises Heinsberg, S. 107–116.
- Honnen, Peter (2018): Wo kommt dat her? Herkunftswörterbuch der Umgangssprache an Rhein und Ruhr. Köln.
- Honnen, Peter/Cornelia Forstreuter (1994): Sprachinseln im Rheinland. Eine Dokumentation des Pfälzer Dialekts am unteren Niederrhein und des „Hötter Platt“ in Düsseldorf-Gerresheim Mit CD. (= Rheinische Mundarten, Band 7). Köln.
- Menge, Heinz H. (2013): Mein lieber Kokoschinski! Der Ruhrdialekt. Aus der farbigsten Sprachlandschaft Deutschlands. Bottrop.
- Nonn, Christoph (2011): Kleine Migrationsgeschichte von Nordrhein-Westfalen. Köln.
- Projekt StadtWandel Hückelhoven (2001): Wir konnten keine großen Sprünge machen: Alltagsgeschichten aus den Bergmannssiedlungen in Doveren, Hilfarth, Hückelhoven, Ratheim und Schaufenberg. Hückelhoven.
- Salewski, Kerstin (1998): Zur Homogenität des Substandards älterer Bergleute im Ruhrgebiet. (= ZDL Beiheft 99). Stuttgart.

- Spichartz, Willi (1995-96): Kalle ausse Klosestraße. Kolumne auf den Lokalseiten der Aachener Nachrichten.
- Thies, Udo (1985): Die gesprochene Sprache im Ruhrgebiet – Eine ‚Monovarietät‘? Korpus- und Analysebeschreibung des Bochumer Projektes. In: Arend Mihm (Hrsg.): Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. (= ZDL Beiheft 50). Stuttgart, S. 107–148.

Anmerkungen

- 1 Ob aktuell in Deutschland tatsächlich ein Fachkräftemangel herrscht ist umstritten. Vgl. dazu die ausführlichen Informationen auf der Homepage der Bundeszentrale für politische Bildung: <https://www.bpb.de/politik/innenpolitik/arbeitsmarktpolitik/178757/fachkraeftemangel?p=all> (letzter Aufruf am 09.04.2019).
- 2 Honnen/Forstreuter 1994, S. 111.
- 3 Zu hören ist das Hötter Platt auf der Sprechenden Sprachkarte der Sprachabteilung des ILR: https://rheinische-landeskunde.lvr.de/de/sprache/sprechende_sprachkarte/sprachatlas_1.html?var=51.2277411&var2=6.773455600000034&varzomm=13#karte.
- 4 Salewski 1998, S. 217.
- 5 Thies 1985, S. 116.
- 6 Spichartz 07.06.1995.
- 7 Vgl. Projekt StadtWandel Hückelhoven, S. 56.
- 8 Vgl. Herborn/Fischer 2008, S. 225.
- 9 Projekt StadtWandel Hückelhoven 2002, S. 46.
- 10 Aachener Nachrichten vom 07. Juni 1995.

Woodstock am Niederrhein!

Das Mai-Out in Rheinhausen-Friemersheim von 1970 bis 1975

von Susanne Sommer

Woodstock, das legendäre Musikfestival auf den Weidefeldern eines Milchbauern an der Ostküste der USA, war noch nicht einmal ein Jahr her, da taten sich junge Musikfans aus Rheinhausen zusammen, um ein niederrheinisches Beat-Festival auf die Beine zu stellen: das Mai-Out. Von 1970 bis 1975, insgesamt sechsmal, rockte die Jugend auf einer Wiese am Werthschen Hof in Friemersheim. Zuletzt kamen auch große Namen wie die britische Spitzengruppe *Manfred Mann's Earth Band*. Die Stars hinterließen vor allem Ärger und einen Haufen Schulden. Die Ära von Woodstock am Niederrhein war damit zu Ende.¹

Jugendheim Eisenbahnsiedlung

Das Mai-Out war kein Profi-Unternehmen, im Gegenteil: Organisatoren waren junge Leute, eine so genannte Basisgruppe aus einem Jugendfreizeitheim in der Eisenbahnsiedlung, die zur damals selbstständigen Stadt Rheinhausen gehörte. Hier hatten sich Anfang der 1960-er Jahre Jugendliche in ehemaligen Luftschutzräumen unter einem Hauskomplex einen Treffpunkt nach ihrem Geschmack eingerichtet: „...Mit Bildern von Jazz-Musikern

und Filmstars, von Busenschönheiten und Muskelprotzen ... das ganze nennt sich „Jugendheim“. Es ähnelt ... mehr einem nicht ganz einwandfreien Jazz-Lokal...“, schrieb die WAZ am 13.10.1961.²

1969 konnten bessere Räume in einer leerstehenden Schule in der Martinstraße bezogen werden, längst schon hatte die Stadt Rheinhausen die ‚nichtorganisierte Jugend‘ unter ihre Fittiche genommen. Ansprechpartner war Stadtjugendpfleger Hans Beinke, ein engagierter Sozialpädagoge, der im Hintergrund nach dem Rechten sah.³ Im Sinne von ‚Wir wollen mehr Demokratie wagen!‘, wie Bundeskanzler Willy Brandt in seiner ersten Regierungserklärung 1969 formulierte, erhielten in dieser Zeit Schülerinnen und Schüler erstmals Mitbestimmungsrechte. In den Jugendfreizeitheimen wurden Mitbestimmung und Mitwirkung über die so genannten Basisgruppen organisiert, im Fall des Jugendheims Eisenbahnsiedlung (JHE) ein Modell, das durchaus funktionierte.⁴

Ungefähr um die Jahreswende 1969/70 saßen ein paar Jugendliche vom JHE zu-

sammen, erzählten sich von den Beat-Konzerten im benachbarten Hochemmericher ‚Haus der Jugend‘ und nahmen sich fest vor, etwas Ähnliches auf die Beine zu stellen. Das war die Geburtsstunde des ‚Mai-Out‘.⁵

In der Rückschau ist es bemerkenswert, was die jungen Leute zu Wege brachten... und was sie sich zutrauten: Sie führten die Verhandlungen mit den Konzertagenturen – in formvollendeten Briefwechseln – und schlossen die Verträge ab. Bei den internationalen Gruppen betrug die Gagen schnell mal mehrere 1.000 Mark! Die Finanzen dafür kamen aus verschiedenen Quellen, darunter waren viele Geld- oder Sachspenden von Firmen und Geschäften aus der Nachbarschaft, die der Initiative der Jugendlichen wohl-

gesonnen waren. Man konnte sich halt in Rheinhausen! Auch bei den technischen Vorbereitungen – vom Bühnenbau bis zum Toilettenwagen – konnten die jungen Leute sich Unterstützung organisieren. Sogar die Truppenverwaltung der Bundeswehr entsandte in einem Jahr einen LKW mit einem Stromaggregat plus zwei Soldaten zur Bedienung. Für das Management vor Ort und den reibungslosen Ablauf am Konzerttag waren die Jugendlichen selbst verantwortlich.⁶

Von 1970 bis 1975 klebten sie insgesamt 12.000 Plakate, verteilten 35.000 Handzettel und zahlten rund 40.000 Mark an Künstler-Gagen aus. Rund 10.000 Rockfans besuchten die sechs Festivals am Werthschen Hof.⁷

Wie viele Personen gehen in einen VW?

Die Anfänge des Rheinhauser Beatfestivals waren bescheiden. Für einen Eintritt in Höhe von zwei Mark kamen 800 Fans zum 1. Mai-Out am 30. Mai 1970. Es spielten nur lokale Bands, nämlich *Burning Desire*, *Centuries before*, *We*, *Anything*, *Fire Experience* und *Drive mad four*. Ab 20 Uhr stand Folklore auf dem Programm, darunter der Liedermacher Wolfgang Geißler sowie zwei junge Frauen von den Falken, die angesagte Folksongs zum Besten gaben. Zwischendurch legten DJs Platten auf. Für das Auge gab es eine Modenschau und als Höhepunkt die Wahl der *Miss Summertime*, die von dem Landtagsabgeordneten der SPD Friedel Neuber geleitet wurde.⁸

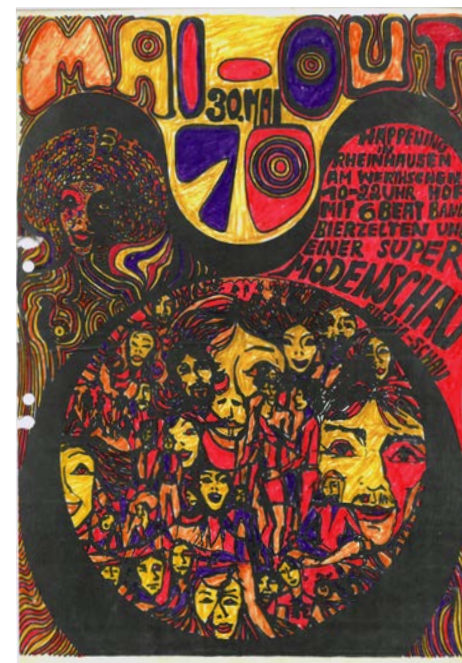




Abb. 02 Der Höhepunkt beim zweiten Mai-Out: Status Quo, hier Francis Rossi an der Gitarre

Das 2. Mai-Out im darauffolgenden Jahr am 29. Mai 1971 bot wieder „... die Creme der Rheinhauser Amateurbeatbands, etwas Folklore und Protestsongs...“⁹ Neu war aber ein besonderer Top-Act im Programm: die Gruppe *Status Quo* aus England! Die vier „britischen Beatopas“ reisten stilecht in einem weinroten Rolls-Roys an, mit mehrstündiger Verspätung. „...Angeblich hatte der deutsche Zoll so lange nach Hasch in ihrem Gepäck gesucht...“¹⁰

Zwischendurch vergnügten sich die Jugendlichen bei einer Wette, bei der mindestens 170 Leute in, auf oder an einem

„Käfer“ Platz finden sollten. Alle Hilfsmittel wie Bretter, Seile, Leitern waren erlaubt. 83 Personen gelang das Kunststück schließlich, es wären mehr geworden, wenn das Auto nicht zusammengebrochen wäre.¹¹ Das Mai-Out 71 war vielleicht das unbeschwerteste und mit fast 3.000 Fans sicherlich die erfolgreichste Veranstaltung.

Ähnlich unaufgeregt verlief auch das 3. Mai-Out am 20. Mai 1972 mit *Living Blues* und *Earth & Fire*, zwei der bekanntesten und besten Bands aus den Niederlanden, sowie ein weiteres Mal mit *Status Quo* und 2.000 Fans.¹²

Fiasko zwischen Schlammwiesen und Kuhfladen

Weil die Organisatoren wieder mit starkem Andrang rechneten, wurde das 4. Mai-Out, das am 2. Juni 1973 steigen sollte, von der kleinen Wiese hinter dem Werthschen Hof direkt an den Rhein verlegt. Im Nachhinein stellte sich dies als Fehlentscheidung heraus.

Am 2. Juni 1973 war es kalt und regnerisch, „...die völlig mit Kuhfladen übersäte Wiese hatte der Regen in eine Schlammwüste verwandelt ... Die Jugendlichen ... lagerten, eng aneinander gekuschelt, auf Decken und in Decken gewickelt zwischen den übel riechenden Kuhfladen. ... Anstatt der benötigten 1.600 zahlenden Zuhörer hatten sich bis 16 Uhr gerade die Hälfte davon eingefunden...“ Der Kassensturz offenbarte einen Fehlbetrag in Höhe von mindestens 5.000 Mark. „...Das Manko ist



Abb. 03 Außer der britischen Band Status Quo spielte beim 2. Mai-Out nur die „Creme der Rheinhauser Amateurbeatbands“.

noch höher, wenn Landwirt Wefers, von dem wir das Gelände gepachtet haben, Flurschaden anmeldet...“ meinte der 2. Vorsitzende der Basisgruppe des Jugendheims Eisenbahnsiedlung in einem Zeitungsinterview. Das Mai-Out im nächsten Jahr hinge aus seiner Sicht davon ab, ob die öffentliche Hand eine Finanzspritze bereitstellen würde: „...Es geht nicht an, dass Schüler und Studenten ... für die Mankogelder aufkommen...“¹³

Die grundsätzliche Debatte mit Politik und Verwaltung über die Finanzen zog sich bis ins nächste Jahr 1974. Die organisatorische und finanzielle Verantwortung für das Mai-Out Festival müsse auf breite-

re Schultern gelegt werden, sonst müsse man das Kind zu Grabe, so die Jugendlichen von der Basisgruppe. Die öffentliche Hand jedoch reagierte verhalten: „...Wenn [allerdings] der Gerichtsvollzieher droht, würde die Stadt ... für die jungen Leute in der Eisenbahnsiedlung in die Bresche springen...“, so Dr. Wilhelm Weber, erster Beigeordneter der Stadt Rheinhausen.¹⁴ Noch einmal fand das Festival am 1. Juni 1974 in der gewohnten Weise statt: Es spielten *Braintrust*, *Kin Ping Meh*, *Birth Control* und wieder *Earth & Fire*.¹⁵ Aus Rheinhausen trat die Gruppe *El Shalom* auf, die sich mit Songs wie *Frost*, *Brokdorf*, *Werner Gnom* zu einer der bekanntesten Bands des Ruhrgebiets mauserte.¹⁶



Abb. 04 Publikum beim Mai-Out 1974

Die Sache findet statt

1975, beim 6. Mai-Out, sollte alles anders werden. Ein großer Teil der Basisgruppenmitglieder begeisterte sich für die Idee, eine ‚Riesenveranstaltung‘ zu organisieren. Große Namen wollte man nach Rheinhausen holen, die Rede war von den Spitzenbands *Golden Earring* und *Deep Purple*.¹⁷ Dafür, so der Plan, wären die Musikfans sicher bereit, einen Eintrittspreis von 15 Mark zu zahlen. Vergeblich gab Stadtjugendpfleger Hans Beinke zu bedenken, dass dies für manchen Jugendlichen zu hoch sein könnte.¹⁸

„...Preise wie bei der Frank-Sinatra-Show...“ beklagte sich bald auch ein jun-

ger Mann in einem Leserbrief: „...Im Gegensatz zu den Anfängen des Mai-Outs, stellen wir fest, daß das diesjährige Festival mit dem gleichen kommerziellen Pomp und Aufwand betrieben wird, wie es gewinnstüchtige Konzertagenturen praktizieren. Deshalb sollten sich die Veranstalter überlegen, ob sie mit solch einer Veranstaltung der Rheinhauser Jugend tatsächlich einen Dienst erweisen...“¹⁹

Rund 50.000 DM sollte das Festival in etwa kosten, allein die Gagen für die Bands beliefen sich auf 35.000 DM. Um die von einer Düsseldorfer Musikagentur geforderte Vorauszahlung bezahlen zu können, musste bei der Sparkasse ein Kredit

aufgenommen werden. Dem gegenüber stand ein halbwegs gesichertes Budget von nur 16.000 DM. Es setzte sich zusammen aus einem Zuschuss von der Stadt, einer Ausfallbürgschaft vom Stadtjugendring sowie aus Werbeeinnahmen, die bereits fix vereinbart waren.²⁰ Bis kurz vor der Veranstaltung mussten die Organisatoren um die Finanzen ringen, erst „...in letzter Sekunde...“, drei Wochen vor dem Termin, hieß es: „Die Sache findet statt!“²¹

Acht Musikgruppen sollten das 12-stündige Programm von 10 bis 22 Uhr bestreiten: „...Die deutsche Band ‚Subsection‘ wird das Programm eröffnen, gefolgt von der dänischen Hardrock-Gruppe ‚Secret Oyster‘. Als zurzeit beliebteste Live-Gruppe Deutschlands werden die ‚Kraan‘ apostrophiert. Aus England kommen ‚Stan Webb’s Chicken Shack‘, ‚Savoy Brown‘, ‚Hardin & York featuring Kim Simmonds‘ und ‚Manfred Manns Earth Band‘. Zum Abschluss gehört die Bühne der ungarischen Gruppe ‚Omega‘...“²²

Die Ansprüche der Stars waren immens: „...Mann verlangt zunächst 12.000 Mark Gage und dann zwei Liter Weißwein (Liebfrauenmilch), zwei Liter Bordeaux (rot), vier Liter Milch, vier Liter Mineralwasser, 25 Dosen Bier, 25 Dosen Cola, 50 Pappbecher und warmes Essen (Schnitzel mit Beilage) für zwölf Personen. Selbstverständlich beliebten die Musiker und Mann im Düsseldorfer Hilton zu schlafen...“ Ein paar Tage vorher schwante es auch den Organisatoren, dass das Mai-Out die „bombastischen“ und „spleenigen“

Ausmaße angenommen haben könnte, die kritische Stimmen ihnen anhängen wollten: „...Wir überlegen uns schon, ob wir 1976 nicht ein Festival mit Hamburger Gruppen aufziehen sollen. Das wird dann zwar nicht billiger, wir können uns jedoch eine Menge Ärger am Rande ersparen...“²³

Wegen der besseren Wetteraussichten war das Festival auf den 21. Juni 1975 verlegt worden, leider zog auch an diesem Tag Regen auf. Ein 50-köpfiges Team von der Basisgruppe des Jugendheims Eisenbahnsiedlung hatte für das Gelingen des Mai-Outs alles gegeben, doch vergeblich: „...Lediglich 1.000 zahlende Gäste hatten am Samstag den Weg zum Pop auf der Wiese gefunden, nochmals (geschätzte) 800 Musikfans hatten sich auf Schleichwegen an den Zahlstellen vorbeigedrückt und sich kostenlos amüsiert ... Bereits um 17 Uhr ahnten die Verantwortlichen, daß das traditionelle May-Out nur ein bescheidener Abklatsch berühmter Vorbilder werden wird ... Es blieb einfach provinziell...“ Obendrein brach die Gruppe um den englischen Star Manfred Mann „...bereits nach vier Musikstücken ihr Konzert ab, weil ihr zu viel Regen vom Himmel fiel. Als die langerwartete Starband ... vorzeitig die Bühne verließ, kam Bewegung ins Volk: Da tönnten Pfeife, flogen Flaschen und Bierkästen in des Engländers elektronisches Instrumentarium, ging ein Teil der Verstärkeranlage in die Brüche. Der Star und seine Mannen ... verließen schleunigst die Szene...“²⁴

Die Hose war zu groß

„...Was nun kommt, wird erst die Abrechnung am Ende bringen...“, so der Vorsitzende der Basisgruppe: „...Nachdem wir 1970 mit drei Bands begonnen hatten und das Festival ausweiteten, standen wir unter Erfolgszwang, doch der große Durchbruch ist uns nicht gelungen ... Wir müssen zusammenhalten und unserem Basisgruppenmitglied, der den Kredit für uns bei der

Sparkasse unterschrieben hat, in der finanziellen Angelegenheit beistehen...“²⁵ Ein Jahr später bestanden nach Schätzungen des Vorsitzenden immer noch etwa 10.000 Mark an Forderungen: „...Die Hose war zu groß...“, resümierte er.²⁶ Kurz flackerte noch einmal die Idee auf, das Festival wiederzubeleben, doch die Luft war raus: Das Mai-Out in Duisburg-Rheinhausen war nach 6 Jahren Laufzeit Geschichte!

Peter Honnen 50 Jahre danach als Geschenk zum Ausstand, Love & Peace und ein herzliches Glück auf!

Anmerkungen

- 1 Der Artikel beruht im Wesentlichen auf den Beständen 46.26 „Mai out“, 56.13 und 56.14 „Eisenbahnsiedlung“ im Stadtarchiv Duisburg. Herrn Manfred Loepke-Gilles, Duisburg-Rheinhausen, danke ich für das gute Gespräch über alte Zeiten und den Einblick in sein Privatarchiv.
- 2 WAZ Ausgabe Rheinhausen (im Folgenden zitiert WAZ) 13.10.1961/STA Duisburg Bestand 56.14.
- 3 Oelkrug, Matthias, „Hans Beinke ist tot“, in: <https://www.waz.de/staedte/duisburg/west/hans-beinke-ist-tot-id3429721.html> [02.03.2010], zuletzt geprüft 08.04.2019.
- 4 WAZ 22.11.1975 / STA Duisburg Bestand 56.13 „Jugendforum Bergheim“.
- 5 „Als Status Quo und Manfred Mann Rheinhausen rockten“, in: <https://www.derwesten.de/staedte/duisburg/west/als-status-quo-und-manfred-mann-rheinhausen-rockten-id9732121.html> [22.03.2010], zuletzt geprüft 27.05.2019.
- 6 Zusammengestellt aus Schriftverkehr in Privatbesitz.
- 7 „Als Status Quo und Manfred Mann Rheinhausen rockten“, in: <https://www.derwesten.de/staedte/duisburg/west/als-status-quo-und-manfred-mann-rheinhausen-rockten-id9732121.html> [22.03.2010], zuletzt geprüft 27.05.2019.
- 8 NRZ Ausgabe Rheinhausen (im Folgenden zitiert NRZ) 27.5.1970 / in Privatbesitz.
- 9 NRZ [unleserlich] 5.1971 / STA Duisburg Bestand 46.26.
- 10 NRZ 1.6.1971/STA Duisburg Bestand 46.26.
- 11 NRZ 1.6.1971/STA Duisburg Bestand 46.26.
- 12 NRZ 22.3.1973/STA Duisburg Bestand 56.14.
- 13 RPAusgabe Moers-Rheinhausen (im Folgenden zitiert RP) 4.6.1973/STA Duisburg Bestand 46.26.
- 14 WAZ vom 1.3.1974/STA Duisburg Bestand 46.26.
- 15 „Als Status Quo und Manfred Mann Rheinhausen rockten“, in: <https://www.derwesten.de/staedte/duisburg/west/als-status-quo-und-manfred-mann-rheinhausen-rockten-id9732121.html> [22.03.2010], zuletzt geprüft 27.05.2019.
- 16 STA Duisburg Bestand 46.29 „El Shalom“.
- 17 RP vom 1.3.1975/STA Duisburg Bestand 46.26.
- 18 NRZ vom 6.3.1975/STA Duisburg Bestand 46.26.
- 19 WAZ vom 11.6.1975/STA Duisburg Bestand 46.26.
- 20 RP vom 17./18.6.1975/STA Duisburg Bestand 46.26.
- 21 NRZ 29.5.1975 / STA Duisburg Bestand 46.26.
- 22 RP 5.6.1975/STA Duisburg Bestand 46.26.
- 23 RP 17./18.6.1975/STA Duisburg Bestand 46.26.
- 24 RP 23.6.1975/STA Duisburg Bestand 46.26.
- 25 NRZ 23.6.1975/STA Duisburg Bestand 46.26.
- 26 WAZ 25.5.1976/STA Duisburg Bestand 46.26.

Körrenzig reloaded.

Dreh einer Filmdokumentation zum 175. Jubiläum des Junggesellenvereins

von Andrea Graf

Im Jahr 2016 existierten in Deutschland mehr als 600.000 Vereine, 44 Prozent der Deutschen sind Mitglied in mindestens einem Verein. „Ein Vereinssterben gibt es nicht“, so konstatiert Holger Krimmer, Geschäftsführer der Initiative *Zivilgesellschaft in Zahlen* des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft in einem Interview für das *museumsmagazin* des HdG in Bonn.¹

Den etwa 10.000 Streichungen aus dem Vereinsregister stehen jährlich bis zu 15.000 Neugründungen entgegen.² Das Haus der Geschichte widmete dem Thema 2017 eine Sonderausstellung mit dem Titel *Mein Verein*³. Als Funktionen von Vereinen wird hier Begegnung, Austausch, Teilhabe und Netzwerkbildung angesprochen, aber auch Identitätsstiftung und Traditionswahrung sowie die Rückversicherung auf soziale Normen. Der eingetragene Verein (so die Rechtsform) stellt in Deutschland nach wie vor einen wichtigen Träger bürgerschaftlichen Engagements dar.

Feststellbar ist hier jedoch ein Strukturwandel: War bisher der Großteil der Vereine im ländlichen Raum ansässig und

kümmerte sich um Belange der Freizeitgestaltung z.B. Sport, Kultur, Brauchpflege oder Geselligkeit, sind die Neugründungen besonders im urbanen Raum zu finden. Die Vereinsziele stellen dabei häufiger gesellschaftliche und politische dar.⁴

Die Gründungswelle vieler Vereine in den Städten Ende des 18./Anfang des 19. Jahrhunderts lässt sich mit der Industrialisierung und dem bürgerlichen Emanzipationsprozess begründen. In deren Folge übertrug sich der Verein als freiwillige Organisationsform mit der Funktion des Ausgleichs einer, mit Andreas Schmidt gesprochen, als unvollkommen erfahrenen Integration⁵ auch auf den ländlichen Raum, denn dieser war ebenso von der Auflösung der zuvor wirksamen Berufsstrukturen betroffen.

Der beschriebene Strukturwandel in der heutigen Vereinslandschaft ist wiederum Resultat veränderter gesellschaftlicher Herausforderungen.⁶

Mit dem Ziel Wissenssicherung

Im Arbeitsalltag einer volkswissenschaftlichen Landesstelle, wie dem LVR-Institut

für Landeskunde und Regionalgeschichte, hat man vor allem mit dem erstgenannten Typ von Vereinen Kontakt, die hier nach Unterstützung suchen: dem im ländlichen Raum ansässigen Heimatverein, dem Junggesellenverein und den Bruderschaften, aber auch mit Privatsammler*innen und Heimatforscher*innen, die formloser organisiert sind, zum Teil allein oder über Arbeitskreise.⁷ Diese Akteur*innen agieren primär lokal und messen ihren Aktivitäten eine hohe Bedeutung für das gesellschaftliche Leben und historische Bewusstsein der jeweiligen Region bei. Allen ist eines gemeinsam: Sie möchten die Weitergabe der von ihnen bewahrten Traditionen, Brauchhandlungen, Handwerkstechniken oder Dokumente und Artefakte für die Zukunft gesichert wissen. Dabei werden verschiedene Handlungsweisen zur Wissenssicherung entwickelt, um die Zukunft aus der Gegenwart heraus zu gestalten und deren Herausforderungen zu meistern. Diese Strategien können die Dokumentation der Wissensbestände z.B. über das Medium Film, in digitalen Strukturen oder musealen Kontexten bis zur Weitergabe der Bestände an Archive beinhalten.

In diese Möglichkeiten zur Wissenssicherung kann das LVR-ILR eingebunden sein, sei es über das digitale *Portal Alltagskulturen im Rheinland* oder über das *Archiv des Alltags/Rheinisches Volkskundearchiv*.⁸ Hier werden Sammlungen wie die von Margarete Jüssen aus Erftstadt-Erp übernommen, durch Digitalisierung gesichert und Interessierten auch online zugänglich gemacht.⁹

Eine weitere Möglichkeit der Wissenssicherung zu einem bestimmten Zeitpunkt stellt die audiovisuelle Dokumentation dar, oftmals veranlasst durch eine zeitliche Zäsur wie einem Jubiläum. So konnte beispielsweise für das ehrenamtlich durch einen Verein geführte Museumssägework in Stolberg-Zweifel 2018 anlässlich des zehnjährigen Bestehens eine Reihe von Kurzfilmen zur audiovisuellen Dokumentation der Sägetechnik und der Arbeit im Forst umgesetzt werden.¹⁰ Der Museumsförderverein stellte einen Antrag auf Mittel aus der regionalen Kulturförderung des LVR zur Implementierung einer Medienstation vor Ort.

Mit verschiedenen Vereinen verbindet uns ein langjähriger Kontakt, der teilweise ruht, um dann in einzelnen Kooperationen wieder aufgegriffen zu werden. Vor diesem Hintergrund soll das folgende aktuelle Filmprojekt (Dreharbeiten 2018/19) über den Junggesellenverein Körrenzig 1843 e.V. vorgestellt werden.

Maibräuche des Junggesellenvereins Körrenzig

Der Junggesellenverein Körrenzig 1843 e.V. kam im Zuge seiner Jubiläumsvorbereitungen erneut mit dem LVR-ILR in Kontakt, die Maifeierlichkeiten zum 175jährigen Jubiläum sollten filmisch festgehalten werden.

Erneut deshalb, da bereits vor 40 Jahren das damalige *Amt für rheinische Landeskunde* anlässlich des 135jährigen Vereinsjubiläums eine Filmdokumentati-



Abb. 01 Mitglieder des Junggesellenvereins tragen den geschmückten Maibaum durchs Dorf, Körrenzig 1979.

on über den dortigen Maibrauch drehte, die im Zuge der Zusammenstellung der Vereinsgeschichte zum neuen Jubiläumstermin erneut in das Bewusstsein des Vorstandes rückte.¹¹ Während des Jubiläumsjahres 2018 führte die Abteilung Volkskunde im LVR-ILR dann erste Dreharbeiten im Dorf Körrenzig, Kreis Düren, aktuell 1.325 Einwohner*innen, durch.

Aus dem Material soll ein neuer Film entstehen, der den Wandel der Maibräuche thematisiert, aber auch nach den Funktionen und Bedeutungen des heutigen Vereinslebens im ländlichen Raum fragt. Durch die Aufnahmen für die 1978 entstandene Filmdokumentation besteht die Möglichkeit der vergleichenden Be-

trachtung in der Mikroperspektive, einer Veranstaltung eines Vereins in einem Ort im Abstand von 40 Jahren.

Auf den ersten Blick zeigten Feldforschung und gedrehtes Material deutliche Veränderungen der Festabläufe: So veranstaltet der Verein heute Disco- und Konzertveranstaltungen im Zelt für ein größeres Publikum im Gegensatz zum Tanz in den Mai im Saal in früheren Zeiten. Die vereinsinterne Veranstaltungsorganisation hat sich dadurch vergrößert und professionalisiert mit dem Ziel, durch die Einnahmen die Finanzierung der weiteren Maifeierlichkeiten zu gewährleisten. Die Maibilder, die den Maifrauen heute aus bunten Krepppapierkügelchen gebastelt

werden, orientieren sich in ihrer Motivik an den Disney- und Pixar-Filmen der vergangenen Jahre. Hier werden Vorlagen aus dem Internet vergrößert oder nachgezeichnet. Zur Zeit der Dreharbeiten der ersten Filmdokumentation handelte es sich bei den gestellten Maien um Tannen- oder Birkengestecke mit Papierrosen und



Abb. 02 Maigesteck aus Tannengrün mit Papierrosen, Körrenzig 1979.



Abb. 03 Anbringen eines Maigestecks am Haus, Körrenzig 1979.



Abb. 04 Maibild „Winnie Puuh und Ferkel“ am geschmückten Haus des Maikönigs, Körrenzig 2018.

bunten Bändern, zeitlich davor noch lediglich um Birken- oder Tannenzweige.¹² Auch die jährlichen Veranstaltungen für die ausgeschiedenen und nun passiven Vereinsmitglieder gab es in der Vergangenheit nicht.

Im Gegensatz dazu haben sich Inhalte und Vereinsstatuten jedoch kaum verändert. Mitglied des Vereins können nur junge Männer ab dem 16. Lebensjahr werden, die bei Eintritt in Körrenzig wohnen oder eine feste Freundin aus dem Ort haben. Mit der Hochzeit scheidet man als Aktiver aus dem Verein aus. Im Mai 2018 wurden acht junge Männer als „Neulinge“ in den Verein aufgenommen.

Das Aufnahme ritual, das sogenannte „Barbieren der Youngsters“, findet vereinsintern und exklusiv statt.¹³ Hier wird der „Neuling“ mit einer Mischung aus Rasierschaum und diversen farb- oder geruchsintensiven Zusätzen wie Saucen und Gewür-

zen eingeschäumt, um dann symbolisch rasiert zu werden. Und auch bei der jährlichen Maiversteigerung sind neben den aktiven nur die passiven Mitglieder anwesend. Auf der Versteigerung werden Spenden für den zukünftigen König gesammelt, im Anschluss auf die Königswürde, sowie das Recht einen Neuling zu barbieren, geboten. Als letzter Posten des Abends werden die Maifrauen versteigert, wobei damit in Körrenzig die unverheirateten Frauen des Dorfes zwischen 16 und 50 Jahren gemeint sind. Der Akt der Frauenversteigerung wurde in älteren volkskundlichen Beiträgen über das Mailehen in Junggesellenvereinen bereits mehrfach als fremdbestimmt und diskriminierend kritisiert.¹⁴



Abb. 05 Barbieren eines neuen Vereinsmitglieds, Körrenzig 1979.

Der Vereinszweck ist die Pflege des Maibrauches in Körrenzig. Königspaar und Hofstaat stehen dabei dem Fest vor. Aus der Versteigerung der unverheirateten Frauen des Ortes an die Mitglieder ergeben sich die Mailehen, was die Frauen spätestens am 1. Mai durch die Verteilung von Kärtchen mit dem Namen ihres Maimannes erfahren. Aus dem Mailehen kann sich die Teilnahme als Maipaar im Festzug sowie das Stellen des Maibildes ergeben. Der Verein richtet die Feierlichkeiten mit dem Stellen und Bewachen des Maibaums, dem Maiball mit Königswalzer und Festzug sowie die genannten Disco-/ Partyveranstaltungen rund um den 1. Mai aus.

Es handelt sich bei der Gemeinschaft um die männliche Jugend des Dorfes, welche sich durch die Vereinsmitgliedschaft immer wieder auf den Herkunftsort rückbezieht und mit diesem identifiziert. Sie veranlasst die jungen Männer sich einmal im Jahr für ihren Heimatort zu engagieren.

Mitglied eines exklusiven Kreises mit außergewöhnlichen Regeln zu sein und der Zusammenhalt, den dieser Mikrokosmos verspricht, stellen sicherlich eine Konstante in der sich verändernden Lebenswelt zwischen Schulabschluss, Berufs- und Wohnortwahl dar und macht die Attraktivität des Vereins aus.

Die Öffnung des Vereins für weibliche Mitglieder, die informell agierend an mehreren Stellen zum Gelingen des Maifestes beitragen und sich ebenfalls als Gemein-

schaft der „Maifrauen Körrenzig“¹⁵ verstehen, so sind jedenfalls ihre T-Shirts bedruckt, steht nicht zur Diskussion. Obwohl dies, wie Alois Döring 2018 für den Kreis Ahrweiler belegt, in anderen Junggesellenvereinen und Maigesellschaften durchaus üblich ist.¹⁶ Diese wählten mit der Aufnahme der Frauen eine Strategie der Öffnung nach außen und reagierten so auf den gesellschaftlichen Wandel, um die Zukunft des Vereins zu sichern.

Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre und um die Jahrtausendwende hatte der Körrenziger Verein Nachwuchsprobleme, was 1973 sogar zum Ausfallen des Maifestes führte, wie eine Festschrift über die Vereinsgeschichte belegt.¹⁷ Davon ist aktuell nichts zu bemerken: „Junggesellenvereine und Maigesellschaften erleben in den letzten Jahren einen Aufschwung“¹⁸ so der Schirmherr des Körrenziger Jubiläums und auch eine Erhebung¹⁹ zum Maibrauch im Rheinland bestärkt diese Annahme. Die Motivation, in diesem Verein aktiv zu sein, wird von den Mitgliedern vielfach damit begründet, sich für eine Tradition (Maibrauch) zu engagieren, an der auch der Vater und Großvater bereits partizipierten. Man reiht sich selbst damit in eine Reihe von Vorgängern ein.

Bisher agiert der Verein über das Festhalten an seinen Regeln einer engen sozialen Gemeinschaft, die über Inklusion und Exklusion funktioniert, demnach erfolgreich. Die Vereinsmitgliedschaft dient der Stärkung der sozialen Beziehungen untereinander, der Verein fungiert als Netz-



Abb. 06 Dreharbeiten der Maiversteigerung, Körrenzig 2018.

werk.²⁰ An dieser Stelle soll noch einmal auf die in den vergangenen Jahren engere Anbindung der passiven Mitglieder an den Verein verwiesen werden, welche dieses Netzwerk stützen.

Vorläufige Schlussbemerkung

Der Junggesellenverein Körrenzig als Verein, dessen Ziel Gemeinschaft und Brauchpflege bzw. Traditionserhalt ist und damit zu den Vereinen zu zählen ist, deren Existenz auch im ländlichen Raum, wie eingangs erwähnt, rückläufig ist, setzt auf Anschlussfähigkeit und Kontinuität im Sinne von Exklusivität.

Vereine wie dieser müssen sich gegen die vielfältige Konkurrenz an anderen Freizeitangeboten durchsetzen. Der Junggesellenverein Körrenzig tut dies erfolgreich über das Rekurrenieren auf eigene Rituale und Traditionen wie die engen Aufnahmekriterien, das Barbieren als Initiation oder die Frauenversteigerung, die als überkommene Form der vormals

im ländlichen Raum relevanten „lokal gebundenen Partnerwahl“²¹ interpretiert werden kann. Der Verein passt sich damit bewusst nicht an veränderte gesellschaftliche Strukturen an.

Interessant ist diesbezüglich auch der Zeitpunkt: Das Interesse an einer weiteren Filmdokumentation kommt zu einem Jubiläum auf. Jubiläen als zeitliche Zäsur sind Phasen der Reflexion des eigenen Handelns, in denen Erinnerung und damit auch die Zukunft besondere Bedeutung erhält, denn die temporalen Formen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft stehen ritualisiert in einer gegenseitigen Interdependenz.

Nach Abschluss der Dreharbeiten Mitte 2019 sowie der Sichtung und Analyse des Materials lassen sich die hier angesprochenen ersten Interpretationsansätze sicherlich erweitern und vertiefend darstellen. Das filmische Ergebnis dieses Forschungsprozesses könnte dann in einer Montage aus den Aufnahmen von 1978 und 2018 in einen neuen Film münden.

Anmerkungen

- 1 Zander, Ulrike: Ein Vereinssterben gibt es nicht. In: museumsmagazin, 3/2017, S. 16-17.
- 2 Ebd., S.16.
- 3 Ausstellung „Mein Verein“ im Haus der Geschichte Bonn, Laufzeit 6.09.2017-4.03.2018, Kuratorin Angela Stirken. Online unter: <https://www.hdg.de/haus-der-geschichte/ausstellungen/mein-verein/> (Zugriff 16.04.2019).
- 4 Vgl. Priemer, Jana/Krimmer, Holger/Labig-Ne, Anaël: Vielfalt verstehen. Zusammenhalt

- stärken. [ZiviZ-Survey 2017 des Stifterverbands] Online unter: <http://www.ziviz.info/ziviz-survey-2017> [Zugriff 16.04.2019].
- 5 Vgl. Schmidt, Andreas: „Mehr als zwei sind eine Gruppe“. Ein Beitrag zur Geschichte und Soziologie des Vereinswesens in Deutschland. In: Neudenauser Museumshefte, Nr. 3, Neudena 1992, S. 7-19, hier S. 17f.
 - 6 Wobei zur Diskussion gestellt werden kann, ob teilweise über private Vereine nicht Aufgaben übernommen werden, die der Staat zu erfüllen hätte. So fordert z.B. die Tafel Deutschland die Politik zu einer sozial-ökologischen Wende auf. Informationsflyer mit Formulierung der politischen Forderungen online unter: https://www.tafel.de/fileadmin/media/Ueber_uns/Downloads_und_Publikationen/Flyer___Broschueren/Tafel_Forderungen_Flyer_Screen.pdf [Zugriff 16.04.2019].
 - 7 Vgl. Aufgaben des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte online unter: http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/de/volkskunde/wer_wir_sind/detailseite_61.html [Zugriff 16.04.2019].
 - 8 Siehe Informationsseite des Archivs. Online unter: https://rheinische-landeskunde.lvr.de/de/volkskunde/archiv/detailseite_29.html; Portal Alltagskulturen im Rheinland. Online unter: <https://alltagskulturen.lvr.de/> [Zugriff 16.04.2019].
 - 9 Die Sammlungsübernahme entstand aus einem mehrjährigen Kontakt mit der Sammlerin, die in den letzten Jahrzehnten bereits bei der Beantwortung von Fragebögen aktiv war und schließlich auf einen Sammlungsauftrag im Mitteilungsblatt „Alltag im Rheinland“ 2013 reagierte. Vgl. Bauer, Katrin: ILR übernimmt Fotos zum Alltag im ländlichen Raum. In: Alltag im Rheinland 2015, S. 4-7.
 - 10 Vgl. Graf, Andrea: Bäume • Menschen • Sägen. Zur Konzeption eines Forstfilms zwischen musealer Handwerksdokumentation und kulturanthropologischem Film. In: Alltag im Rheinland 2018, S. 66-72. Online unter: https://rheinische-landeskunde.lvr.de/de/volkskunde/produkte/publikationen_1/alltag_im_rheinland/detailseite_55.html [Zugriff 16.04.2019]; Filmdokumentation Bäume • Menschen • Sägen. Arbeitswelt Forst, Stolberg-Zweifall/Würselen 2017/18, Hauptfilm 40 Min. + 5 Zusatzfilme 85 Min., Buch und Regie: Andrea Graf.
 - 11 Vgl. Volkskundliche Filmdokumentation Maibräuche in Körrenzig. Maibaumaufsetzen, Balbieren [sic] der Neulinge, Maienstecken, Körrenzig 1979, 28 Min., Aufnahme: Gabriel Simons, Schnitt/Kommentar: Ayten Fadel.
 - 12 Vgl. Mückter, Gerhard: 135 Jahre Junggesellenverein des Dorfes Körrenzig. Gedanken und Erkenntnisse zur Entstehungsgeschichte des Jubelvereins. In: Junggesellenverein Körrenzig (Hg.): Festschrift zum 135jährigen Bestehen im Jahre 1978, Linnich 1978, S. 21.
 - 13 Hier waren die Dreharbeiten für unseren Film erst nach Gesprächen über die forschungsethischen Prinzipien im Umgang mit dem Filmmaterial und der Zusage der Sichtung des Rohschnitts durch den Vereinsvorstand vor Veröffentlichung möglich.
 - 14 Vgl. Schrick, Annette: Im Dorfkrug blüht immer noch der Mädchenhandel. Zum Mailehenbrauchtum im Rheinland. In: Kultour 1/1992, S. 43ff; Weber-Kellermann, Ingeborg: Saure Wochen frohe Feste, München 1985, S. 112.
 - 15 Vgl. Matzerath, Simon: Erfahrungswerte und eine außergewöhnliche Quellenlage. Einblicke in den Maibrauch des Junggesellenvereins Körrenzig. In: Ders. (Hg.) für den Junggesellenverein Körrenzig e.V.: Maibräuche im Rheinland, Aachen 2018, S. 105f.
 - 16 Döring, Alois: Varianten von Maibräuchen im Rheinland. Gegenwart, Geschichte, Vereinsleben. In: Matzerath, Simon (Hg.) für den Junggesellenverein Körrenzig e.V.: Maibräuche im Rheinland, Aachen 2018, S. 31.
 - 17 Vgl. Matzerath [2018], wie Anm. 15, S. 90; Junggesellenverein Körrenzig (Hg.): Festschrift zum 135jährigen Bestehen im Jahre 1978, S. 43.
 - 18 Matzerath, Simon: Einführung ins Thema. In: Ders. (Hg.) für den Junggesellenverein Körrenzig e.V.: Maibräuche im Rheinland, Aachen 2018, S. 6.
 - 19 Vgl. Döring [2018], wie Anm. 16, S. 36.
 - 20 Der Sozialwissenschaftler David Born untersucht in seiner Dissertation die Verknüpfung von konkreten Vorteilen, die dieses Netzwerk für seine Mitglieder bietet und die abstrakteren Wirkungen auf die Gesellschaft. Vgl. Born, David: Vereine als öffentliches Gut. Die sozialpolitischen Wirkungen lokaler Schweizer Vereinslandschaften, 2014, S. 108.
 - 21 Döring [2018], wie Anm. 16, S. 16f.

Maciejewski wird zu Matthöfer. Namensänderungen

von Heinz H. Menge

Der folgende Beitrag ist ein Auszug aus dem Buch „Mein lieber Kokoschinski! Der Ruhrdialekt. Aus der farbigsten Dialektlandschaft Deutschlands“, das der Autor 2013 im Verlag Henselowsky Boschmann veröffentlicht hat. Die Anmerkungen wurden für den vorliegenden Abdruck leicht gekürzt. Wir danken Autor und Verlag für die Druckerlaubnis!

Hans Matthöfer war eine ehrliche Haut. Und so verdanken wir ihm auch Einblicke in einen Aspekt der jüngeren Geschichte des Ruhrgebiets, der in den meisten betroffenen Familien ein Tabu darstellte: die Namensänderung polnischsprachiger Familiennamen.¹ Man schätzt, dass ein Viertel dieser Namen in deutsche, manchmal auch nur deutsch klingende Namen geändert worden ist. Das betraf also mehrere zehntausend Familien. Das heißt, mehrere Hunderttausend der heutigen Bewohner des Ruhrgebiets tragen einen geänderten Familiennamen.

Hans Matthöfer ist am 25.9.1925 im Bochumer Norden geboren, und dort ist er auch aufgewachsen. Sein Vater Johann (Jahrgang 1901), und nicht, wie in der gro-

ßen Biographie von Werner Abelshäuser² steht, der Großvater Lorenz Maciejewski, hat vor der Geburt seines ältesten Sohnes Hans den Namen in Matthöfer ändern lassen, außer ihm hat das von den vier Brüdern nur der in Bochum wohnhaft gebliebene Franz getan. Warum Johann sich zur Namensänderung entschloss, darüber kann ich im Moment nur spekulieren. Ich vermute, dass seine aus der Eifel stammende Verlobte, also die Mutter Hans Matthöfers, ihn dazu gedrängt hat.³

Auch in der Familie Matthöfer war die Namensänderung tabu. Abelshäuser, der für seine Biographie fünf große Interviews mit Matthöfer geführt hat, schreibt, dass in der Familie Matthöfers nie über die Namensänderung gesprochen worden sei.⁴ Auch in Matthöfers Autobiographie ist an keiner Stelle davon die Rede, es hätte z.B. nahegelegen, sie an der Stelle zu erwähnen, wo Matthöfer sehr ausführlich die Namen (nicht nur die polnischen) seiner Mitschüler in Bochum-Hamme aufzählt.⁵

Auffällig ist nun, dass Matthöfer an anderer Stelle Bedauern über sein familienhistorisches Nichtwissen äußert:



„Über meine unmittelbaren Vorfahren weiß ich leider nur wenig und gar nichts über die weiter zurückliegenden. Es ist ja für die eigene Entwicklung und für die Analyse des eigenen Verhaltens nicht unwichtig zu wissen, wer und wie die eigenen Großeltern oder gar Urgroßeltern waren und wie sie handelten. Ich hatte aber leider nie die Möglichkeiten, solche Kenntnisse zu erwerben.“⁶

Meine These ist nun, dass ein Zusammenhang zwischen diesem Nichtwissen und der Namensänderung besteht. In den betroffenen Familien, und das haben viele berichtet⁷, hat man bestimmte Themen umschiffert, um nicht in die Nähe des Themas Namensänderung bzw. polnische Herkunft zu kommen. Vielleicht kann man

über bestimmte Themen auch nur in der Muttersprache erzählen, aber die hatte man in den zwanziger Jahren in der Regel bereits aufgegeben.

Die Bewohner des Ruhrgebiets gehen in der Regel davon aus, dass die Geschichte der Zuwanderung eine Erfolgsgeschichte sei. Das manifestiert sich im Bild des „melting pots“. An diesem Bild möchte ich nicht kratzen, aber der Beitrag der verschiedenen Bevölkerungsgruppen war sicher unterschiedlich groß. Am wenigsten mussten die Einheimischen tun. Und am meisten hatten sicher die ostpreußischen Masuren zu leisten. Deren Beitrag zur Integration war eher eine Kapitulation.

Im heutigen Bewusstsein existieren die Masuren gar nicht. Das hängt damit zusammen, dass sie schon beim Zuzug ins Ruhrgebiet als „Polacken“ bezeichnet wurden, genauso wie die Zuwanderer aus der Provinz Posen z.B., den „echten“ Polen. Das ist so, als würde man deutschsprachige Schweizer in den USA als „Krauts“ bezeichnen! Masuren sprachen zwar Polnisch, genauso wie Menschen im südlichen Teil des Ermlands, aber ihre Identität war in der Regel preußisch.

Die Zuwanderung aus Ostpreußen hatte regionale Schwerpunkte, einer war Gelsenkirchen. Und so verwundert es nicht, dass von den Eltern der Mitglieder der Schalcker Meisterschaft von 1934, die selbst übrigens alle in Westdeutschland geboren waren, sieben aus Ostpreußen stammten.⁸

In den zwanziger Jahren gab es im Ruhrgebiet sicher genauso viele Familien mit masurischer wie mit polnischer Herkunft. Das war 1910 noch anders. Das zahlenmäßige Verhältnis von Masuren zu anderen Polnischsprachigen (meist aus der Provinz Posen) war da noch ca. 1,5:3,5, d.h. 150.000 zu 350.000. Nach dem Ersten Weltkrieg soll von den Polen aber nur ein Drittel im Ruhrgebiet geblieben sein, das zweite Drittel wanderte ins neu gegründete Polen aus, das dritte in die Kohlereviere Frankreichs und Belgiens.

Obwohl genauere Zahlen fehlen, vermute ich, dass die meisten Masuren im Ruhrgebiet geblieben sind. Mit dem neuen Polen hatten sie nichts am Hut, vielleicht sind einige auch nach Frankreich ausgewandert. Das heißt, das Verhältnis betrug Mitte der zwanziger Jahre fast 1:1. Das war damals und ist auch heute noch, selbst bei einigen WissenschaftlerInnen, völlig unbekannt.

Die Namensänderungen harren noch einer eingehenden Untersuchung.⁹ Lange hatte die Scheu, sich mit dem Thema zu beschäftigen, ihren Grund auch darin, dass man niemanden bloßstellen wollte. Wenn Hans Matthöfer sich nicht selbst zur Namensänderung geäußert hätte, hätte man sie wohl nicht bekannt gemacht. Und es ist ja auch bezeichnend, dass er erst wenige Jahre vor seinem Tode am 14. November 2009 die Änderung publik gemacht hat.

Die geänderte Form eines ursprünglich polnischen Familiennamens kommt

heute in der Regel nicht häufig vor. „Matthöfer“ gibt es bei „geogen“ 16mal, „Maciejewski“ dagegen 494mal.¹⁰ (Umgekehrt kann man aus der Seltenheit eines Namens aber nicht auf eine Namensänderung schließen. „Schavan“ gibt es auch nur fünfmal in Deutschland). Die Namensänderung hat die Verbindung zur weiteren Verwandtschaft sozusagen gekappt.

Vielleicht ist es jetzt an der Zeit, die Namensänderungen systematisch zu untersuchen. Schön wäre, wenn analog zum „Lexikon der Familiennamen polnischer Herkunft im Ruhrgebiet“¹¹ ein entsprechendes Lexikon zu den geänderten Familiennamen entstehen würde. Ob diese Namen im groß angelegten „Deutschen Familiennamenatlas“ (DFA) Berücksichtigung finden werden, bleibt abzuwarten.

Ich denke, dass es die Generation der Enkel und Urenkel heute schon interessieren könnte, ob ihr Familienname ein geänderter Name ist. Wer sollte sich heute noch dafür schämen? Sollte ich mich täuschen, schreiben Sie’s mir!

Die Auflistung ist eine Hommage des Bochumer Autor Werner Streletz¹² an die polnischsprachigen Familiennamen im Ruhrgebiet.

Naem, die ich mag

(Carl-Ludwig Reichert gewidmet)

Ewald Adamsky	Nobbert Mikolaiczak
Auguste Buchenek	Hebbert Nikolaiczik
Anton Cervinsky	Anne Olczewski
Heini Drabiniok	Franz Prczybilsky
Stanislaus Ernat	Bennat Quittek
Zissi Falkowski	Mia Raczkowski
Ida Gawollek	Willi Szymaniak
Moni Hermanik	Gerti Tilsky
Lotte Ignaczak	Jupp Urbanczyk
Frieda Josefiak	Ulli Vittek
Friddelm Katriniok	Jonny Wawrzynowicz
Ede Lokaiczak	Hubbert Zelobowski

Literatur

- Abelshäuser, Werner: Nach dem Wirtschaftswunder. Der Gewerkschafter, Politiker und Unternehmer Hans Matthöfer. Bonn 2009.
- Matthöfer, Hans: Aus dem Ruhrpott in den Bundestag. Meine Jahre von 1925 bis 1961. Kronberg im Taunus 2006.
- Menge, Heinz H.: Namensänderungen slawischer Familiennamen im Ruhrgebiet. In: Niederdeutsches Wort 40. 2000, S.119-132.
- Rymut, Kazimierz/Hoffmann, Johannes (Hrsg.): Lexikon der Familiennamen polnischer Herkunft im Ruhrgebiet. 2 Bde. Bearb. von Barbara Czopek-Kopciuch/Zygmunt Klimek/Wanda Makula—Kosek/Henryka Mól. Kraków 2006/2010.
- Streletz, Werner: Das Pittermesser. Poetische Texte in der Alltagssprache des Reviers. Neuaufgabe. Bochum 1988.
- Streletz, Werner: Blues ausser Neemstraße. Poetische Texte in der Alltagssprache des Ruhrgebiets. Bottrop/Essen 1999, S.109.

Anmerkungen

- 1 Heute geht man mit diesem Thema viel offener um. Ein gutes Beispiel dafür ist die Bundeskanzlerin. Als die Öffentlichkeit Mitte März 2013 davon erfuhr, dass ihr Großvater 1930 den Namen Kazmierczak in Kasner hatte ändern lassen, ließ sie sich den polnischen Namen von Premier Donald Tusk buchstabieren. Vgl dazu: <http://www.derwesten.de/politik/wie-viel-polen-steckt-in-angela-merkel-id7732862.html> (letzter Aufruf: 04.06.2019). In dem Artikel der WAZ werden die Vorfahren von Ernst Kuzorra übrigens wieder einmal zu Polen gemacht.
- 2 Abelshäuser, Werner (2009): Nach dem Wirtschaftswunder. Der Gewerkschafter, Politiker und Unternehmer Hans Matthöfer. Bonn: Dietz Nachf.
- 3 Als Privatdruck ist im März 2006 eine sehr lesenswerte Autobiographie von Hans Matthöfer erschienen: Matthöfer, Hans (2006): Aus dem Ruhrpott in den Bundestag. Meine Jahre von 1925 bis 1961. Kronberg im Taunus. [nicht im Buchhandel]. Darin schreibt Matthöfer über seine Mutter: „Das einzige ihm [d.h. seinem Vater Johann] verbliebene von seiner Mutter stammende Erbstück war ein Bild der von den Polen als Heiligtum verehrten, wundertätigen Schwarzen Mutter Gottes von Tschenstochau, das in einem breiten, vergoldeten Rahmen steckte. Meine Mutter, mit ihrem unüberwindlichen Horror gegen alles Polnische, behauptete steif und fest, der Rahmen sei verwandt. Sie weigerte sich mit dieser Begründung beharrlich und entschieden, das fromme Bild der von den Polen hoch verehrten Gottesmutter aufzuhängen. Mein Vater wollte aber aus alter Anhänglichkeit an seine Mutter das Bild nicht einfach weggeben oder gar wegwerfen.“ (S. 22). Dafür ist die Mutter auf Französisches stolz. Matthöfer berichtet: „Sie [die Mutter] sprach damals noch immer mit dem stark rheinländischen Dialekt ihrer Jugend. So sagte sie zum Beispiel „isch“ statt „ich“, was wir Bochumer komisch fanden. Um mir den französischen Einfluss auf ihren rheinischen Heimatdialekt zu demonstrieren, sagte sie einmal zu mir: „Jong, Jong, makes de Porz zu. Isch krisch de Ping an de Panz.“

Jahrzehnte später hatte sie sich aber, um sich besser an die Umgebung anzupassen, dann allmählich doch die Ruhrgebietsausssprache angewöhnt.“ (S. 4)

- 4 Abelshäuser 2009, S.29.
- 5 Abelshäuser 2009, S.9-11.
- 6 Matthöfer 2006, S.20.
- 7 Mir ist mehrfach berichtet worden, dass Enkel erst aus der Todesanzeige erfuhren, dass die Verstorbene ursprünglich einen polnischsprachigen Namen trug. In diesen Fällen hatte sie diesen zwar mit der Heirat „abgelegt“, aber auch dieses Thema war tabu. In meiner Verwandtschaft erfuhr der Schwiegervater erst bei der standesamtlichen Hochzeit seiner Tochter, dass der Name ihres Mannes geändert war. Über dieses Thema war mit ihm nicht zu reden.
- 8 Die Eltern von Fritz Szepan, Otto Tibulski, Emil Rothardt, Adolf Urban, Ernst Kuzorra, Ernst Kalwitzki, Rudolf Gellesch und Walter Badoreck stammten alle aus Masuren. Hermann Mellage, Hans Bornemann, und Hermann Nattkämper hatten Eltern aus Westfalen bzw. Ostfriesland (die Mutter des Torwarts Mellage). Zwei Spieler hatten Eltern, die in der Provinz Posen (Valentin Valentin) bzw. Oberschlesien (Ferdinand Zajonz) geboren waren. Die Namen Rothardt und Valentin sind das Ergebnis von Namensänderungen. Vgl. dazu Menge, Heinz H. (2000): Namensänderungen slawischer Familiennamen im Ruhrgebiet. In: Niederdeutsches Wort 40, S.119-132.
- 9 Das betrifft mehrere Disziplinen. Was die Sprachwissenschaft angeht, so hat man schon einige „Prinzipien“ bei den Änderungen herausgearbeitet. Dazu gehört, dass bei vielen Änderungen die ersten drei Buchstaben beibehalten worden sind: Andryszak zu Andres, Borsimski zu Born oder Dombrowski zu Dombrück.
- 10 Vgl. die Karten bei „geogen“: <https://geogen.stoepel.net/> (letzter Aufruf: 03.06.2019).
- 11 Rymut, Kazimierz/Hoffmann, Johannes (Hrsg.): Lexikon der Familiennamen polnischer Herkunft im Ruhrgebiet. Band 1. Kraków 2006. Rymut, Kazimierz/Hoffmann, Johannes (Hrsg.): Lexikon der Familiennamen polnischer Herkunft im Ruhrgebiet. Band 2. Kraków 2010.
- 12 Streletz, Werner (1988): Das Pittermesser. Poetische Texte in der Alltagssprache des Reviers. Neuaufgabe. Bochum: Edition „Wort und Bild“. Letzter Text. Auch in Streletz, Werner (1999): Blues ausser Neemstraße. Poetische Texte in der Alltagssprache des Ruhrgebiets. Bottrop/Essen: Pomp. S.109. (mit zwei klitzekleinen Änderungen: Franz Prczybilski und Jupp Urbanczyk).

Schub(n)(s)riemen – eine Grammatik-karte

Zur arealen Verbreitung eines Grammatikphänomens

von Sarah Puckert

Einleitung

Im Oktober 2017 lag dieser Zeitschrift ein Fragebogen bei, der später auch auf der Homepage des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte (ILR) zu finden war. Die Gewährspersonen wurden gebeten Fragen zur mundartlichen Aussprache etwa von Dorf (*Dörp, Dorp, Dorref, ...*) oder Flasche (*Fläsch, Fläss, ...*), zu grammatischen Phänomenen (Mehrzahlbildung, Verkleinerungsformen, Vergangenheitsformen) sowie zum Wortschatz zu beantworten. Eine der Fragen lautete: „Wie nennen Sie die „Bändel“ am Schuh in Ihrer Mundart?“

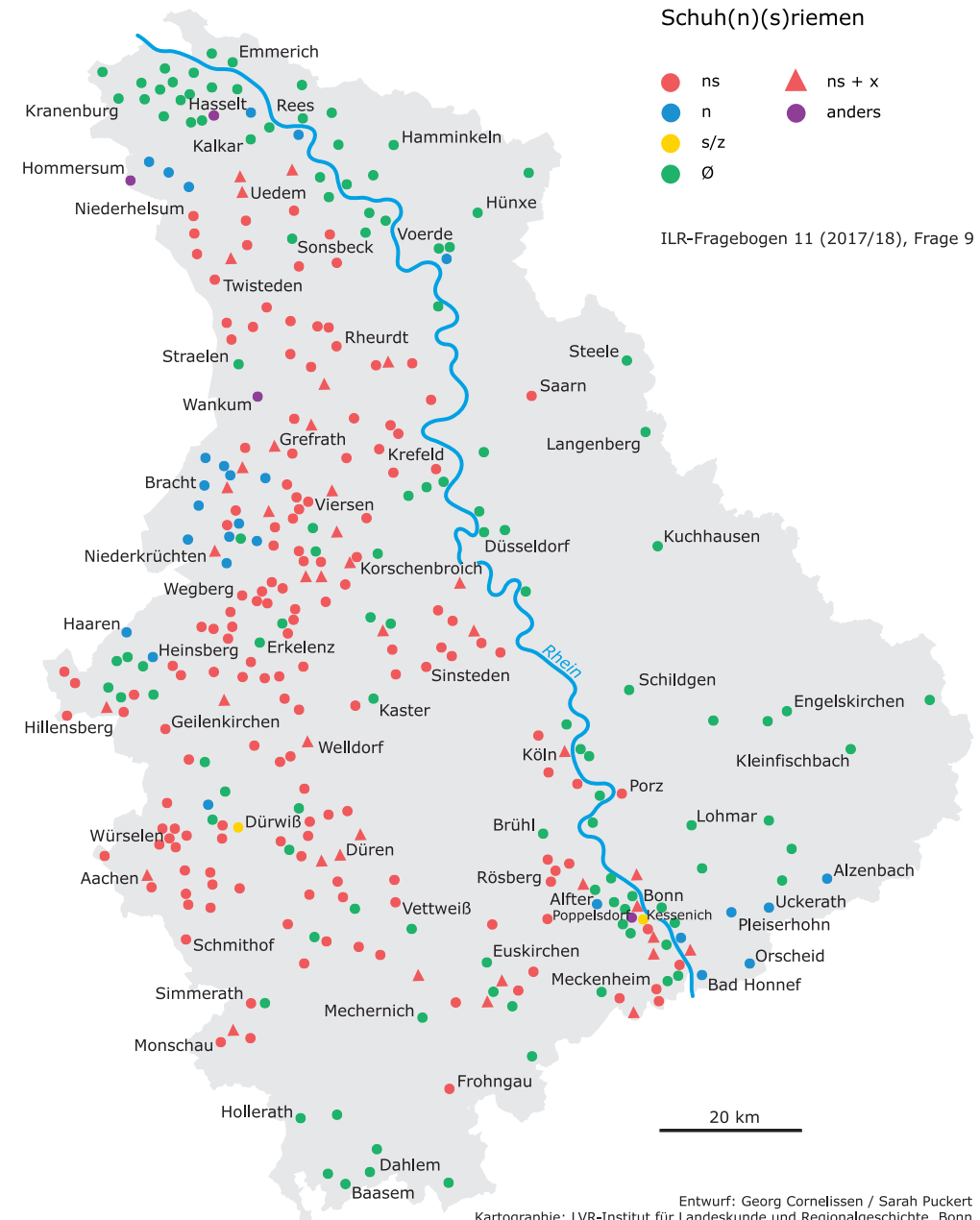
Etwa 1400 Gewährspersonen aus knapp 600 Orten nahmen an der Erhebung teil. Auf wenigen Fragebogen fehlte die Antwort, die Nennung von *Schuhriemen* (in den jeweiligen Lautvarianten) dominierte. Besonders die lautliche Struktur dieser Bezeichnung ist interessant: Neben *Schuhriemen* nannten Gewährspersonen auch Varianten, die ein sogenanntes Fugenelement¹ aufweisen: *Schuunriem*², *Schuhnsriemen*, *Schue \underline{n} re \underline{h} m*, *Schohnsre \underline{h} m*, *Schoh \underline{n} re \underline{h} me* oder *Schohs \underline{r} re \underline{h} me* (in ihren Lautvarianten).

Wie diese unterschiedlichen Fugenelemente bei *Schuhriemen* im Rheinland verteilt sind, ist auf der abgebildeten Sprachkarte dargestellt. Das Erhebungsgebiet des ILR reicht von Emmerich im Norden bis nach Dahlem in der Eifel, von Aachen und dem Selfkant im Westen bis an die Grenze zu Westfalen.

Wie ist die Legende der Sprachkarte zu verstehen? Jeder Lautvariante wird ein Farbsymbol zugewiesen. Wurden für einen Ort nur Belege eines Fugenelementes (*-n-*, *-ns-*, *-s-*, Nullfuge) genannt, so erhielt dieser das entsprechende Symbol (siehe Legende). Gab es hingegen aus einem Ortspunkt Belege mit *ns*-Fugenelement und einer weiteren Alternative (*n*-Fuge oder Nullfuge), so wurde für diesen Ortspunkt ein rotes Dreieck eingezeichnet. Lila sind jene Orte kartiert, aus denen kein Beleg des *ns*-Fugenelementes vorliegt, aber zwei andere konkurrierende Varianten genannt wurden.

Verbreitungsgebiete: Schuhriemen und lautliche Varianten

Für die abgebildete Sprachkarte wurde die Verwendung der Nullfuge sowie der Fugenelemente *n*, *s*, *ns* bei *Schuhriemen*



Entwurf: Georg Cornelissen / Sarah Puckert
Kartographie: LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Bonn

näher betrachtet. Dabei verteilen sich die Alternativen wie folgt im Rheinland:

Am unteren Niederrhein gaben Gewährspersonen vor allem eine Alternative mit Nullfuge an: *Schurieme*, *Schuhriem* in Kranenburg, dann *Schuhriemes* in Kalkar und *Schuhriemen* in Hünxe.

Südlich daran schließt ein Gebiet, das von Weeze-Niederhelsum am Niederrhein bis nach Monschau im Süden des Erhebungsgebietes reicht. Hier dominiert die Angabe *Schuhriemen* mit *ns*-Fuge. Angaben dieser Form finden sich vor allem linksrheinisch: *Schunsriem* (Kevelaer-Twisteden), *Schuhnsreem* (Krefeld) oder *Schoensreem* (Selfkant-Hillensberg) sowie *Schohnsrehme* (Bornheim-Rösberg). Rechtsrheinisch wurde *Schohnsreeme* in Mülheim/Ruhr-Saarn und *Schonsreeme* in Köln-Porz genannt.

Neben der *ns*-Fuge wurde in einigen Ortspunkten eine weitere Fuge genannt (rotes Dreieck). Belege finden sich verteilt im gesamten Erhebungsgebiet; so ist in Uedem *Schunrieme* und *Schuhnsriem* belegt, aus Köln wurde *Schohnsreeme*, *Schohnsreeme* neben *Schohrehmen* gemeldet.

Im Bergischen Land und im zentralen Rheinland bei Düsseldorf, Waldfeucht-Haaren, Aachen, Köln und Bonn sind wieder Belege für die Variante mit Nullfuge zu finden. Auch in der Eifel nannten Gewährspersonen Formen wie *Schohreme* (Hellenthal-Hollerath) oder *Schooreme* (Dahlem-Baasem).

Nur vereinzelt wurde von den Gewährspersonen die *n*-Fuge in der Zusammensetzung *Schuhriemen* angegeben. Nennungen gibt es im Gebiet Nettetal-Schwalmtal, im Westen des Rheinlandes bei Waldfeucht-Haaren (*Schuanreeme*) und Heinsberg (*Schuhnrehm*), in Alfter bei Bonn sowie rechtsrheinisch für Eitorf-Alzenbach (*Schoenremen*), Hennef-Uckerath (*Schonremen*), Königswinter-Pleiserhohn (*Schoonreeme*), Bad Honnef-Orscheid (*Schohnrehmen*) und Bad Honnef (*Schohnrehme*).

Die *s*-Fuge, im Standarddeutschen das häufigste Fugenelement, wurde auf dem Fragebogen 2017/2018 nur zweimal von den Gewährspersonen angegeben: In Eschweiler-Dürwiß (*Schootsreeme*, *Schotsrehm*) und in Bonn-Kessenich (*Schohsreeme*) wurde diese Variante gemeldet.

Lila ist für die folgenden vier Orte kartiert: In Bedburg-Hau-Hasselt nannten die Gewährspersonen *Schuunriem* sowie *Schuhriemes*, in Goch-Hommersum dann *Schuhriem* und *Schunriemes*, aus Wachtendonk-Wankum wurde neben *Schoonrehme* auch *Schuh rehm* gemeldet und in Bonn-Poppelsdorf sind die Varianten *Schoesrieme* und *Schohreme* belegt.

Fugenelemente – was ist das?

Fugenelemente sind morphologische Elemente. Die Morphologie beschäftigt sich mit der Bildung neuer Wörter aus vorhandenem Sprachmaterial. Eine sehr produktive Art neue Wörter zu bilden ist die Zusammensetzung, bei der zwei oder

mehr selbständige Wörter zu einem neuen Wort zusammengefügt werden: *Haustür* aus *Haus* und *Tür* oder *Regenbogen* aus *Regen* und *Bogen*. Zwischen den Bestandteilen der Zusammensetzung kann dabei ein sogenanntes Fugenelement (kurz Fuge) auftreten: *Arbeitszimmer* (*s*-Fuge), *Dosenpfand* (*n*-Fuge). Fugenelemente sind dabei jene Elemente, die über die Nominativ Singular-Form³ eines Nomens hinausgehen. Zu dieser Gruppe zählen im Deutschen neben *-s*- und *-n*- ebenso *-ns*- (*Namenstag*), *-es*- (*Kindeswohl*), *-er*- (*Kindergarten*), *-e*- (*Wertevermittlung*), *-en*- (*Schriftensammlung*) oder *-ens*- (*Schmerzensgeld*). Aber nicht immer wird ein Fugenelement eingesetzt, Bestandteile einer Zusammensetzung können auch direkt aneinandergesetzt sein: *Regalbrett*, *Schuhriemen*, *Fensterglas*. In diesen Fällen spricht man von einer Nullfuge.

Der Ursprung der Fugenelemente scheint den Endungen des Genitivs (Wessen-Fall) zu entsprechen: *Bundeskanzler* ‚Kanzler des Bundes‘, *Verkehrszeichen* ‚Zeichen des Verkehrs‘ oder *Tageslicht* ‚Licht des Tages‘. Dass diese Interpretation nicht immer zutrifft, zeigen Beispiele wie *Armutszeugnis* – der Genitiv *Armut* ist gleichbleibend mit der Grundform. Auch Zusammensetzungen wie *Lieblings-getränk* [*Getränk des Liebling(s)]⁴ oder *Freund-es-kreis* [*Kreis des Freundes] zeigen, dass die Genitivlesart nicht immer sinnvoll ist, denn mit einem *Lieblings-getränk* wird nicht das Getränk des Liebling(s) bezeichnet, sondern ein liebgewonnener Durstlöscher. Mit *Freundes-kreis* meint

man Freunde, mit denen man sich umgibt, nicht aber den Kreis eines Freundes – die Genitivlesart.

Fugenelemente tragen, wie in den Beispielen oben deutlich wird, nicht zur Bedeutung von Zusammensetzungen bei – sie sind inhaltlich leer, tragen keine grammatische Information, wenn es um die Anzeige von Fällen oder Mehrzahl geht. Wohlmöglich dienen sie aber stellenweise der Gliederung komplexer Zusammensetzungen.

Fugenelemente sind kein rein deutschsprachiges Phänomen, auch in anderen Sprachen sind sie zu finden: Im Schwedischen wird die ‚Sicherheitspolizei‘ *säkerhetspolisen* genannt und in Dänemark nimmt man *øjenkontakt* ‚Augenkontakt‘ auf, wenn man jemanden interessant findet.

Besonders schön ist in unserem Zusammenhang niederländisch *schoenveter*, was unserem deutschen ‚Schnürsenkel‘ entspricht. Ursprünglich gehörte das *-n*-, ähnlich wie in den rheinischen Dialekten zur Mehrzahlform, ging aber im Laufe der Jahrhunderte auf die Einzahl über. Die „neue“ Mehrzahlform lautet *schoenen*.

Etymologie

Die Wurzeln der Konstituenten *Schuh*- und *-riemen* sind schnell erklärt: ‚Schuh‘ stammt vom althochdeutschen *scuoh* (9. Jahrhundert), das sich über mittelhochdeutsch *schuoch*, *schuo* zu unserem heutigen Wort *Schuh* entwickelt hat. Ein mehrseitiger Eintrag im Rheinischen Wörterbuch



Abb. 02 Im limburgischen Dialekt werden Schnürsenkel *riesjartel* genannt, in der Standardsprache lauten sie hingegen *schoenveter* (oe wird wie u ausgesprochen).

(RhWB) listet verschiedene Lautvarianten: Für die Einzahl dominieren besonders im Linksrheinischen die Formen *Schuhn* und *Schohn*, rechtsrheinisch waren die Varianten ohne *-n* häufiger zu hören. Auch in Zusammensetzungen wird die Form *Schuh-* verwendet, im linksrheinischen ripuarischen Sprachgebiet kann auch *-nts-* eingefügt werden (RhWB, Bd. 7, Sp. 1864).

9. Die „Bündel“ am Schuh: *Schongsträim*

Abb. 03 Angabe einer Gewährsperson aus Aachen-Kohlscheid: *Schongsträim*.

9. Die „Bündel“ am Schuh: *Schongstreeme*

Abb. 04 Eine Gewährsperson in Würselen nannte *Schongstreeme*.

Riemen, in seiner Bedeutung als ‚Lederstreifen, Band‘ ist zuerst als *riomo* (9. Jahrhundert) nachgewiesen. Im Rheinland ist es in der Form *Rehm(e)* sowohl im Ripuarischen, Bergischen und Südniederfränkischen verbreitet. Im Kleverländischen dagegen ist die Variante *Riehm(e)* belegt, vereinzelt trifft das auch auf das Ripuarische und Bergische zu.

Lautliche Besonderheiten

Lautlich auffällig ist eine Variante, die aus Aachen und Würselen angegeben wurde: *Schongsreem* (in Lautvarianten). Diese Form ist bereits im Rheinischen Wörterbuch (Band 7, Spalte 1855) belegt und weist ein typisches Merkmal des Ripuarischen auf, die Rheinische Velarisierung. In der Sprachwissenschaft versteht man darunter, dass anstelle eines *n* im Auslaut *ng* gesprochen (und hier auch geschrieben) wird.

Aus Eschweiler-Dürwiß meldeten die Gewährspersonen Formen mit Fugen-*s*. Es ist davon auszugehen, dass ein *z* gesprochen und hier durch die Buchstabenkonstellation *ts* wiedergegeben wird. In Wörterbüchern zur Eschweiler Mundart findet

sich außerdem die Variante *Schoontsreeme*, die ebenfalls von einer Gewährsperson

aus Dürwiß bei der ILR-Erhebung 2017/2018 angegeben wurde.

9. Die „Bündel“ am Schuh: *Schoontsreeme*

Abb. 05 Im Dialekt von Eschweiler-Dürwiß lauten die ‚Schubriemen‘ auch *Schoontsreeme*.

9. Die „Bündel“ am Schuh: *SCHOONTSREEM*

Abb. 06 Antwort einer Gewährsperson aus Eschweiler-Dürwiß auf die Frage nach den ‚Bündeln am Schuh‘: *Schoontsreem*.

Literatur

- Braun, Leo: Eschweiler Mundartwörterbuch – Wie me bei os sprich - . Eschweiler 2003.
 De leukste Limburgse woorden en gezegdes. o.O. 2016.
 Duden. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 7., völlig neu überarbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim 2005.
 Hanssen, Esther: Linking elements in compounds: Regional variation in speech production and perception. Dissertation. Nijmegen 2011.
 Hermanns, Willi: Aachener Sprachschatz. Wörterbuch der Aachener Mundart. Im Auftrag des Vereins „Öcher Platt“ für den Druck überarbeitet und herausgegeben von Dr. Rudolf Lantin. (Beiträge zur Kultur- und Wirtschaftsgeschichte Aachens und seiner Umgebung, 1). Aachen 1970.
 Kopf, Kristin: Fugenelemente diachron. Eine Korpusuntersuchung zu Entstehung und Ausbreitung der verfgugenden N+N-Komposita. Berlin/New York 2018.
 Kürschner, Sebastian: Von Volk-s-musik und Sport-Ø-geist im Lemming-Ø-land - af folk-e-musik og sport-s-ånd i lemming-e-landet: Fugenelemente im Deutschen und Dänischen - eine kontrastive Studie zu einem Grenzfall der Morphologie. Freiburg: FreiDok., 2003.

- Kürschner, Sebastian: Fuge-n-kitt, voeg-en-mes, fuge-masse und fog-e-ord - Fugenelemente im Deutschen, Niederländischen, Schwedischen und Dänischen: ein Grenzfall der Morphologie im Sprachkontrast. In: Antje Dammel/Sebastian Kürschner/Damaris Nübling (Hrsg.): Kontrastive Germanistische Linguistik. (Germanistische Linguistik, 206-209). Hildesheim 2010, S. 827-862.
 RhWB = Rheinisches Wörterbuch. [...] hrsg. und bearb. von Josef Müller u.a. Bonn, Berlin 1928-1971. [URL: http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui_py?sigle=RhWB].
 Variantengrammatik des Standarddeutschen (2018). Ein Online-Nachschlagewerk. Verfasst von einem Autorenteam unter der Leitung von Christa Dürscheid, Stephan Elspaß und Arne Ziegler. [(e)n- / s-Fuge bei Substantivkomposita]. Open-Access-Publikation [URL: [http://mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra/index.php/\(e\)n-/_s-Fuge_bei_Substantivkomposita](http://mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra/index.php/(e)n-/_s-Fuge_bei_Substantivkomposita)].
 Wegener, Heide: Entstehung und Funktion der Fugenelemente im Deutschen, oder: warum wir keine *Autosbahn haben. In: Linguistische Berichte 196. Hamburg 2003, S. 425-456.

Anmerkungen

- 1 Bei Fugenelementen handelt es sich um Elemente, die zwischen den Bestandteilen einer Zusammensetzung stehen können, wie etwa bei *Umzug-s-karton* oder *Dose-n-pfand*. Einige Zusammensetzungen weisen keine Fugenelemente auf, die Bestandteile werden direkt aneinandergesetzt – man spricht hier von Nullfugen. Siehe auch weiter unten.
- 2 Um die Fugenelemente besser erkennen zu können, werden sie im Folgenden jeweils unterstrichen.
- 3 Als Nominativ Singular-Form wird die Grundform eines Nomens verstanden, so lauten Nominativ Singular-Formen im Deutschen etwa *das Haus, die Tür, der Hahn* oder *die Arbeit*.
- 4 Das Sternchen zeigt an, dass es sich bei den Beispielen um eine ungrammatische Form handelt.

Teilhaber und Träger von Erzählüberlieferungen

Das Beispiel „alter“ Erzähler und Erzählerinnen in Alltagsüberlieferungen.
Über immanente Erzähler und Erzählerinnen

von Helmut Fischer

Das Erzählen vollzieht sich in alltäglichen Texthandlungen. Als Alltag gilt der raumzeitliche Wirklichkeitsausschnitt, in dem Menschen mündliche Texte erzeugen und äußern oder nachahmen und wiedergeben, aufnehmen oder deuten und erklären.¹ Arbeit und Erholung, Gemeinschaft, Belehrung und Unterhaltung sind die Gelegenheiten, bei denen gesprochene Sprache zur Textbildung benutzt wird. Texte sind Produkte von Erzählern und Erzählerinnen, die sich einem Überlieferungsgefüge zugeordnet fühlen und damit geschichtlich eingebunden sind. Sie dokumentieren das Erleben und die Wahrnehmung, das Denken und das Verstehen ihrer Träger als Teilhaber am kollektiven Gedächtnis.² Im Text ist die Anwesenheit des Erzählers aufzufinden. Der primäre Erzähler artikuliert den mündlichen Text nach seinen Sprachgewohnheiten und seinem Formulierungsvermögen. Er gibt seine Erlebnisse oder Vorstellungen wieder oder greift auf die Texte von Vor-Erzählern zurück. Mit ihm korrespondiert der sekundäre Erzähler, der den Text aufnimmt und mit seinen sprachlichen Mitteln weitererzählt, literarisiert, schriftlich fixiert und an Nach-Erzähler weiterreicht.³

Der immanente Erzähler prägt den Text auf vielfältige Weise. Er macht auf die Vergangenheit aufmerksam und verleiht Glaubwürdigkeit. In der Erzählforschung glaubte man gerade bei den älteren Menschen die Überlieferung in zuverlässiger Bewahrung vorzufinden.⁴

Einige mündliche Textbeispiele

Alte und Ältere, alte Männer, alte Frauen, Greise und Greisinnen, Großväter und Großmütter, Senioren und Seniorinnen sind in den Alltagserzählungen nicht nur ein Gegenstand des Erzählens, sondern auch Gewährspersonen und Handlungsträger. Sie treten als Bezugspersonen hervor und greifen in die Mechanismen der Erzählungen ein. Zum Beispiel wird aus der Distanz in die Vergangenheit verwiesen und werden „alte“ Glaubensvorstellungen hervorgeholt, um die Anpassungen an die Gegenwart und ihre neuen Ansichten zu verdeutlichen. Das traditionelle Personal wie die Hexe wird in ihrer Existenz nicht ausgeschlossen, wohl aber auf einen längst vergangenen Vorfall bezogen, und zwar im Sachzusammenhang eines Gesprächs über frühere Verkehrsverhältnisse.

Dat von der Stirk, ja, dat woer vom Stricker. On dan von mengem Jrooßvatter mütterlicherseits, äver ech han dön Jrooßvatter net jekannt. Äver dön Stricker, dön han ech juut jekannt. On dan met däm... met däm ruude... die Hex met däm ruude... Ja. Dat hatt... dät menge Vatter vezälle. Dat koom von däm aale Bülesfeld oven, von däm... Die aale Frau Schumacher, die oven de Wietschaff hatten, däm Franz Josef seng... seng Jrooßmutter. Der ihre Vatter, der däät jo emmer met de Päerd Stückjuut von Hennef ropfahre. Do fuhr jo kenne Omnibus on derjleichen. On... on dan woer däm ongerwäächs emmer... Op eemool hatt der en Hex op sengem Päerd setzen sehen. On dann hatte derart en Angs jehatt! (...) On die hatt en ruut Wöbchen an on en blau... Kamisölchen, also Röckchen aanjehat on e ruut Kamesölchen. On dann hatte für die... woer donäven jereis, näven däm Päerd, on hatt dann emmer jesaat: „Päerd on Jefähr es meng, on dat andere jeiht dech janüüs aan!“ Ne, hatte emmer wedder jesaat. Dat woer dat von der Hex.⁵

(Übersetzung: Das von dem Rind, das war vom Stricker. Und dann von meinem Großvater mütterlicherseits, aber ich habe den Großvater nicht gekannt. Aber den Stricker, den habe ich gut gekannt. Und das mit dem roten... die Hexe mit dem roten... Das hatte... tat mein Vater erzählen. Das kam von dem alten Bülesfeld oben, von dem... Die alte Frau Schumacher, die oben die Wirtschaft hatten, dem Franz Josef seine... seine Großmutter. Der ihr Vater, der tat ja immer mit den Pferden

Stückgut von Hennef rauffahren. Da fuhr ja kein Omnibus oder dergleichen. Und... und dann war dem unterwegs immer... Auf einmal hatte der eine Hexe auf seinem Pferd sitzen sehen. Und dann hatte er derart eine Angst gehabt! (...) Und die hatte ein rotes Wämschen und ein blaues... Jäckchen, also Röckchen angehabt und ein rotes Jäckchen. Und dann hatte er für die... war danebengegangen, neben dem Pferd, und hatte dann immer gesagt: „Pferd und Gefährt ist mein, und das andere geht dich gar nichts an!“ Ne, hatte er immer wieder gesagt. Das war das von der Hexe.)

Die Erzählerin, die Hausfrau M. Z., 67 Jahre alt, erzählt als primäre Erzählerin aus ihrem Erzählwissen. Sie ist Glied eines personalen Erzählgefüges, das ihrer Erzählung Glaubhaftigkeit, wenn auch in der Vergangenheit, bescheinigt. Es handelt sich dabei um ihren Vater, der sich auf einen Vor-Erzähler beruft. Der „alte“ Bülesbach wiederum hat die Geschichte von der Frau Schumacher erfahren, der Wirtin im Dorf. Deren Vater hatte das Erlebnis mit dem dämonischen Wesen Hexe und setzte sich mit einem Bannspruch zur Wehr.⁶ Der vergangene Vorfall wird von „alten“ Gewährsleuten bestätigt und durch den Hinweis auf die dritte Gewährsperson und ihren Enkel in der Gegenwart versichert. Über vier Gewährspersonen lässt sich die Geschichte vom Erlebnis eines Menschen mit einem dämonischen Wesen bis auf die Nachschrift der mündlichen Äußerung in der ortsüblichen ripuarischen Mundart, die der sekundäre Erzähler oder Sammler erstellt, verfolgen.

Die Erzählerkette beginnt zum Beispiel mit der Mutter der primären Erzählerin M. T., 65 Jahre alt und Hausfrau, die sich auf die Erzählung ihrer Mutter bezieht. Sie äußert zwar ihre Skepsis gegenüber dem berichteten Geschehen, sieht den Wahrheitsgehalt aber durch einen Bericht des Tierfilmers Horst Stern im Fernsehen gestärkt.

Do hät me och de Motter es vezallt, hätt ihr de Jrooß vezallt, en däre Zeit, wie die hier... meine Jrooßmutter, dat woer meng Jöet. On die hät jesaat, also, do hätten sech epaar vestochen en nem Strühhoufen, net. Ja, on dann sen se... on dann han die dodrenne jesässen. On während die so sooßen, kommt ne Spinne ond baut den Einjang zu, net. Die machen dat ja schnell, net. Do sen zwei Sendungen jewesen jrad von Spinnen, han ech me anjesehen. Do daach ech: „Dat könnt wohl woer sen!“ Vom Stern woer dat, vom Horst Stern die Sendung. Ja. On sen die jekommen, haben en jeden Haufen met de Lanzen jestochen, net. On die zwei han do jesässen. On do sen die Soldaten jekommen on hatt der eine für den andere jesaat: „He net, sös wäre me dorech dat Spinnenetz jejange!“⁷

(Übersetzung: Da hat mir auch die Mutter einst erzählt, hätte ihr die Großmutter erzählt, in der Zeit, wie die hier... meine Großmutter, das war meine Patin. Und die hat gesagt, also, da hätten sich ein paar versteckt in einem Strohhaufen, nicht. Ja, und während die da saßen, kommt eine Spinne und baut den Eingang zu, nicht. Die machen das ja schnell, nicht. Da sind zwei Sendungen gewesen

grade von Spinnen, habe ich mir angesehen. Da dachte ich: „Das könnte ja wohl wahr sein!“ Vom Stern war das, vom Horst Stern die Sendung. Ja. Und sind die gekommen, haben in jeden Haufen mit den Lanzen gestochen, nicht. Und die zwei haben dagesessen. Und da sind die Soldaten gekommen und hatte der eine für den anderen gesagt: „Hier nicht, sonst wäre er durch das Spinnennetz gegangen!“)

Die Erzählerin spielt auf eine weit zurückliegende Zeit an, auf durchziehende Truppen während der Franzosenkriege. Sie bezeichnet auch die ungefähre Zeit, in der sie die Geschichte von der Großmutter hörte, durch das Formelwort „einst“ (es). Durch den Fernsehbericht sieht sie die Überlieferung bestätigt und Gegenwart und Vergangenheit verknüpft. Sie weiß natürlich nicht, dass sie den Erzähltyp „Spinnennetz vor der Höhle“ aufgreift.⁸ Vielleicht erinnert sie sich auch an eine gelesene oder gehörte Geschichte von Räubern und Mördern, die sie mit ihrer Großmutter verbindet.

Die geschichtliche Tiefe der Vergangenheit wird in den Erzählungen durch die Erinnerung an eingreifende Vorgänge wahrnehmbar. Die kriegerischen Ereignisse der Franzosenzeit, etwa 1792 bis 1800, brachten immer wieder Belästigungen und Bedrohungen von durchziehenden Truppen. Die Bevölkerung floh mit Vieh und Habseligkeiten in die Wälder. Die Einwohner der Ortschaft Weingartsgasse versteckten sich in einem *Stäbich* genannten Waldstück.

Me han en de Stäbich ene Bösch, ne. On wenn me do Holz holle jinge, dat woer emmer su eintönich, dat woer wek ze loofe. On dann dätä de Vatter emmer saare: „On die Bööm, die stohn noch do... Meng Jrooßmutter es noch do met de Koh dronger jewäes, wie die Franzuse noo Rußland on och wie se wedder öm sen kann“. Also, die woer dohen jejange, ne, jeflüchtet. Die Bööm stonn hök noch do, ne. Dat sen... do waaßen Heestere, ne. Die hatt sech do versteck.⁹

(Übersetzung: Wir haben in der Stäbich ein Waldstück, nicht. Und wenn wir da Holz holen gingen, das war immer so eintönig, das war so weit zu laufen. Und dann tat der Vater immer sagen: „Und die Bäume, die stehen noch da... Meine Großmutter ist noch mit der Kuh drunter gewesen, wie die Franzosen nach Russland und auch wie sie wiederum sind gekommen“. Also, die war dahingegangen, nicht, geflüchtet. Die Bäume stehen heute noch da, nicht. Das sind... da wachsen Buchen, nicht. Die hatte sich da versteckt.)

Der primäre Erzähler J. Sch. ist 65 Jahre alt und von Beruf Schlosser. Er bettet den Bericht seines Vaters von der Flucht seiner Großmutter in den schützenden Wald in eine Handlung ein, in die Tätigkeit des Holzholens. Kenntnisse werden an noch vorhandenen Gegenständen, an den Bäumen festgemacht, die zur Beglaubigung dienen. Die Flucht erinnert nach mehr als hundert Jahren an die Gefährdungen, in denen die Vorfahren in Kriegszeiten lebten.

Epidemische Krankheiten sind beachtete Kennzeichen in der alltäglichen Überlieferung. In Blankenberg verbindet sich die Pest mit dem sogenannten Fleckeskirchhof weit vor den Stadtmauern. Man bemüht sich um eine Erklärung des sonderbaren Namens und denkt an eine Begräbnisstätte für Tote, die an einer fleckenartigen Krankheit sterben.

Die Seuche, wie die jewäes es, dat wesen jo die ganz Aale jo. Wie der... Flecktypus, die Pest he jewäes es, sääten se. Doher es jo der Name „Fleckeskerechhoff“. Do es jo, säät meng Jrooßmutter jo, äver ech jlööve, bestimmp sibsich Prozent der Bevölkerung an der Pest jestorve, ne. Die sääten do, ich weeß et net, et heeß „Fleckeskerechhoff“. Die Flecken oder wat dat es. Äver et es jedenfalls de Pest jewäes, ne (...). Die han se all do bejraave om Fleckeskerechhoff. Die wudden jo net he bejraave, wie dat en Seuche woer. Doher der Name Fleckeskirchhoff.¹⁰

(Übersetzung: Die Seuche, wie die gewesen ist, das wissen ja die ganz Alten ja. Wie der... der Flecktypus, die Pest hier gewesen ist, sagten sie. Daher ist ja der Name „Fleckeskirchhof“. Da ist ja, sagte meine Großmutter ja, aber ich glaube, bestimmt siebzig Prozent der Bevölkerung an der Pest gestorben, nicht. Die sagten da, ich weiß es nicht, es hieß „Fleckeskirchhof“. Die Flecken oder was das ist, aber es ist jedenfalls die Pest gewesen, nicht. (...) Die haben sie alle da begraben auf dem Fleckeskirchhof. Die wurden ja nicht hier begraben, weil das eine Seuche war. Daher der Name Fleckeskirchhof.)

Der Landwirt F. B., 63 Jahre alt, beruft sich auf das Mithören bei den ganz Alten. Er verdeutlicht die Erzählung seiner Großmutter am Beispiel des Flurnamens *Fleckeskirchhof*, den er volksetymologisch umdeutet. Im Bestimmungsteil gehört der Name zu mittelhochdeutsch *vleck* ‚Platz, Ort, Stelle‘, während der Grundname auf Besitz der Kirche verweist. Der primäre Erzähler beweist durchaus Realitätssinn und bestätigt für sein Verständnis die Aussage seiner Vor-Erzählerin.

Häufig wird von Begegnungen mit außernatürlichen Erscheinungen erzählt, die als spukhafte Gestalten verstanden werden, sich aber wiederum als natürliche Wesen entpuppen. Geschichten dieser Art beleben die Unterhaltungen, eigneten sich oft in der Vergangenheit und widerfuhren Personen des unmittelbaren gesellschaftlichen Umfeldes. Am Ende ergibt sich eine aufgeklärte Einsicht.

Ja, dat woer...dat vezohl use... menge Jrooßvattervezohl dat...Dä woervom Beiert... Dä woer es ovends...dä woer do... em Hotel däät dä do kellnere oder wate do arbeede däät. Woer jo en Jrooßbetrieb. On jeht dä och heraff on jeht heim on fällt över en... Äver dat woer äver nix Onnatürliches. Do moß en Rend los se jewäes oder jät, wat dohen es kon. Er hatt jesaat: „Wenn ech Angs hätt jeht, da wär ech jo loufe jejange“. Äver er hatt e Strichholz anjemaach. Do woer do e Rend opjstande. Dat wäer su irjendwo usem Stall jeloufe jewäes des Naaks. On do hätten de Lök emmer jesaat: „De Tazemichsstirek“, on hätten sech sälevs Angs jemaach.¹¹

(Übersetzung: Ja, das war... das erzählte unser... mein Großvater erzählte das... Der war von Beiert... Der war einmal abends... der war da ... im Hotel tat der da kellnern oder was er da arbeiten tat. War ja ein Großbetrieb. Und geht da auch herab und geht heim und fällt da über ein... Aber war nichts Unnatürliches. Da muss ein Rind los sein gewesen oder etwas, was dahin ist gekommen. Er hatte gesagt: „Wenn ich Angst hätte gehabt, da wäre ich ja laufen gegangen“. Aber er hatte ein Streichholz angemacht. Da war da ein Rind aufgestanden. Das wäre so irgendwo aus einem Stall gelaufen gewesen des Nachts. Und da hätten die Leute immer gesagt: „Das Tazemichsrind“, und hätten sich selbst Angst gemacht.)

Die primäre Erzählerin, eine Hausfrau und Landwirtin, 75 Jahre alt, stellt die Angstlosigkeit ihres Großvaters heraus. Die *Stirke*, eine feurige junge Kuh, hält sich in der *Tazemich*, im Tal auf oder streift durch die Weinberge und erschreckt die nächtlichen Wanderer. Die Erzählerin benennt den Anlass und die Umstände für den Weg ihres Vorfahren durch die Dunkelheit und ordnet sein Verhalten in den Rahmen einer rationalen Wahrnehmung ein. Das Ereignis fand vor der Zeit der modernen Verkehrsentwicklung statt.

Die Rolle der „alten“ Erzähler und Erzählerinnen

Der Blick in die mündlichen Äußerungen, die das alltägliche Erzählen bestimmen, stößt auf die Erzähler und Erzählerinnen.¹² Die Protagonisten sind nicht

allein diejenigen, die eine Geschichte in Sprache fassen, sondern auch die Personen, die als Gewährsleute zitiert werden. Auf der Stufe des primären Erzählers wird der Text als Produkt authentischer Personen an den sekundären Erzähler übermittelt, der die Äußerung dokumentiert, gegebenenfalls literarisiert und im Druck der Öffentlichkeit bereitstellt. Beide Beteiligten sind reale Erzähler. Sie wirken im Text und sind im Text aufzufinden. Beide sind Rezipienten. Der primäre Erzähler erzählt dem sekundären Erzähler, dem Hörer, Sammler, Forscher, was er von einem Vor-Erzähler aufgenommen hat. Der Vor-Erzähler aber war bereits ein Rezipient, der eine Geschichte gehört hat.¹³ Die Kette kann sich in die Vergangenheit fortsetzen.

Die Konkretisierung des Erzählers erfolgt durchweg an alten Menschen. Der primäre Erzähler ist bereits ein alter Mensch, der sich wiederum auf Ältere als frühere Erzähler bezieht. Auf diese zitierende Weise haben Alte noch Anteil am gegenwärtigen Alltag und am Erzählen. Sie haben eine bewusste Rolle inne, besitzen Ansehen und Glaubwürdigkeit und die Fähigkeit, frühere Ereignisse zu beglaubigen und zu bezeugen.¹⁴ Ihre Verbindung zu den Angehörigen der Familien und den Familienkreisen ist eng. Vater und Mutter, Großvater und Großmutter treten als beachtenswerte Gewährsleute in Erscheinung.¹⁵ Die Lebensalter liefern die zeitliche Distanz, die Erzählinhalte in der Zeit verortet. Sie bilden das Zeitmaß für den Aspekt des „Früheren“.



Das gemeinsame Arbeiten als Erzählgelegenheit: gemeinsame Pause beim Garn- und Tuchbleichen

Die Belege sind einer empirischen Sammlung von „Erzählgut der Gegenwart“ entnommen, die in den Jahren 1974 bis 1977 erstellt wurde.¹⁶ Von der Grundgesamtheit von 1414 Texten lieferten 84 Männer und 48 Frauen ihre Beiträge. Als Teilhaber und Träger der Überlieferung, als „Alte“ treten Männer in 55 und Frauen in 28 Texten auf. Die Männer sind außer einigen Landwirten als Arbeiter, Handwerker und im Dienstleistungsbereich tätig. Die Frauen betreuen im Wesentlichen den Haushalt und die Familien. Die Erzählgelegenheiten ergaben sich bei der Arbeit und in den Arbeitspausen, beim Familienzusammensein und im Freundeskreis, in der Gastwirtschaft, beim Einkaufen, beim Frisör und an anderen Erzählorten.

Die Alten, meistens vom sechzigsten Lebensjahr an aufwärts, gelten als überlieferungskundige Personen und werden in ihrer Funktion als Erzähler und Erzählerinnen positiv bewertet. Ihnen wird ein besonderes Interesse an der Vergangenheit und ein gutes Gedächtnis unterstellt. Sie genießen als Gewährsleute weithin Glaubwürdigkeit und oft sogar ein Ansehen als unbezweifelbare Zeugen für geschichtliche Personen und Sachverhalte.¹⁷ Insbesondere die Großeltern werden bevorzugt als Erzähler und Erzählerinnen genannt.¹⁸ Die Alten erscheinen in den Erzählungen nicht bloß als Gegenstand des Erzählens, sondern als Handlungsträger und aktive Bezugspersonen.

Bei der Betrachtung der Erzählerrepräsentanz tritt auf der ersten Stufe der

primäre Erzähler hervor. Er äußert die Geschichte, die er von einem Vor-Erzähler erfahren hat. Die Erzählerin des Textes 1 nennt auf der zweiten Stufe ihren Vater, verweist aber gleichzeitig auf den Großvater, auf den „alten Büllesfeld“ und die „alte Frau Schumacher“, die die nachfolgende Geschichte von der Hexe beglaubigen. Verstärkt wird die Glaubhaftigkeit dadurch, dass auf den Enkel der Frau Schumacher verwiesen wird. Es erschließt sich damit ein Erzählfeld, das sich entlang der Aufeinanderfolge von Stufe 1 (primärer Erzähler), Stufe 2 (Vater) und Stufe 3 (Großvater) entwickelt, indem weitere Personen als Zeugen des Geschehens angeführt werden. Die Gruppe der Alten wird als komplexe Zeugenschaft einbezogen.

Das Grundmodell der Anwesenheit der Alten als Erzähler und Erzählerinnen im Text ist dreistufig angelegt. Der primäre Erzähler, die erste Stufe, bezieht sich in das Erzählgefüge ein (*die Mutter hat einmal erzählt; mein Vater erzählt; der Vater tat sagen; meine Großmutter sagte; mein Großvater erzählte*). Er verweist damit gleichzeitig auf die zweite Stufe, den Vater (Text 3) oder die Mutter (Text 2) und auf die dritte Stufe, den Großvater (Text 1 und 5) und die Großmutter (Text 4). Die zweite Stufe, Vater und Mutter, wird oft zugunsten der dritten Stufe, Großvater und Großmutter, übersprungen, wohl, weil die Großeltern meistens einen guten Kontakt zu den Enkeln haben und Autorität und Glaubwürdigkeit ihres Lebensalters wegen besitzen. Darüber hinaus bestimmt die Generationenfolge die Mechanismen

des Historischen in den Erzählungen, bei drei Altersstufen etwa von hundert Jahren. Die mündliche Texterhebung mit der Hilfe eines Tonaufnahmegeräts und die Übertragung in Schriftfassungen behalten die sprachlichen Unzulänglichkeiten wie Ellipsen und Anakoluthe sowie parataktische Satzverknüpfungen und Ausklammerungen bei.¹⁹ Die Texte unterscheiden sich daher von den Nachschriften älterer Sammlungen, die einen korrigierten Satzbau, die Auffüllung von Verständnislücken und inhaltliche Straffungen durch die Bearbeiter aufweisen.²⁰ Ein solches Verfahren verzichtet weitgehend auf die Wiedergabe der Erzählfolge und beschränkt sich auf die Bearbeitung des Erzählinhaltes. Deshalb fehlen zumeist Hinweise auf die „Alten“ als Quelle der Texte. An den mündlichen Texten zeigt sich die Bedeutung der älteren Menschen für das Weitergeben der Überlieferungen. Innerhalb der Erzählkette wird es sogar möglich, abergläubische Inhalte, die dem primären Erzähler in seiner Gegenwart suspekt erscheinen, einem Vorerzähler anzuheften. Ältere Gewährspersonen werden, dass verdeutlicht das Erzähler-Stufenmodell, als reale Traditionsträger anerkannt. Es wird ein Einblick in die Struktur mündlicher Erzählungen und ihrer Dokumentation eröffnet.



Aus diesem Werk stammen die Erzähltexte.

Anmerkungen

- 1 Fischer, Helmut: Mündlichkeit und mündliche Literatur. In: Petzoldt, Leander/Siegfried de Rachewiltz/Petra Streng (Hrsg.): Studien zu Stoff- und Motivgeschichte der Volkserzählung. Berichte und Referate des achten bis zehnten Symposions zur Volkserzählung. Brunnenburg/Südtirol 1991-1993. (Beiträge zur Europäischen Ethnologie und Folklore. Reihe B: Tagungsberichte und Materialien, 6). Frankfurt am Main/Bern/New York/Paris 1995, S. 199-219.
- 2 Fischer, Helmut: Grundlage der Narrativistik: Der Text. In: Paul Catteeuw/Marc Jacobs/Sigridd Rieuwerts/Eddy Tielemans/Katrien Van Effelterre (Hrsg.): Toplore. Stories and Songs. (B.A.S.I.S. Ballads and Songs – International Studies, 3). Trier 2006, S. 73-83.
- 3 Fischer, Helmut: Der immanente Erzähler. Die Rolle des Erzählers in alpenländischen Volkserzählungen. In: Leander Petzoldt/Siegfried de Rachewiltz/ Ingo Schneider/Petra Streng (Hrsg.): Das Bild der Welt in der Volkserzählung. Berichte und Referate des fünften bis siebten Symposions zur Volkserzählung. Brunnenburg/Südtirol 1988/1990. (Beiträge zur europäischen Ethnologie und Folklore. Reihe B: Tagungsberichte und Materialien, 4). Frankfurt am Main/Berlin/New York/Paris/Wien 1993, S. 115-130.
- 4 Schenda, Rudolf: Von Mund zu Ohr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa. Göttingen 1993, S. 147-152.
- 5 Fischer, Helmut: Erzählgut der Gegenwart. Mündliche Texte aus dem Siegraum. (Werken und Wohnen. Volkskundliche Untersuchungen im Rheinland, 11). Köln/Bonn 1978, Nr. 998.
- 6 Gerlach, Hildegard: Hexe. In: Enzyklopädie des Märchens. 6, Sp. 960-992.
- 7 Fischer (Anmerkung 5), Nr. 178.
- 8 Uther, Hans-Jörg: Deutscher Märchenkatalog. Ein Typenverzeichnis. Münster/New York 2015, Nr. 967.
- 9 Fischer (Anmerkung 5), Nr. 171.
- 10 Fischer (Anmerkung 5), Nr. 242.
- 11 Fischer (Anmerkung 5), Nr. 885.
- 12 Degh, Linda: Erzählen, Erzähler. In: Enzyklopädie des Märchens. 4, Sp. 315-342.
- 13 Fischer, Helmut: Der Erzähler als Rezipient von Volkserzählungen. In: Leander Petzoldt/Oliver Haid (Hrsg.): Beiträge zur Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der Volkserzählung. Beiträge und Referate des zwölften und dreizehnten Symposions zur Volkserzählung. Brunnenburg/Südtirol 1998/1999. (Beiträge zur Europäischen Ethnologie und Folklore. Reihe B: Tagungsberichte und Materialien, 9). Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien 2005, S. 29-43.
- 14 Weinrich, Harald: Tempus. Besprochene und erzählte Welt. (Sprache und Literatur, 16). Stuttgart 1964, S. 49.
- 15 Schenda (Anmerkung 4), S. 147.
- 16 Fischer (Anmerkung 5).
- 17 Schenda, Rudolf: Alte Leute. In: Enzyklopädie des Märchens. 1, Sp. 373-380.; Röhrich, Lutz: Glaubwürdigkeit. In: Enzyklopädie des Märchens. 5, Sp. 1280-1285.
- 18 Tucker, Elisabeth: Großeltern. In: Enzyklopädie des Märchens. 6, Sp. 249-252.
- 19 Fischer, Helmut: Dokumentation. In: Enzyklopädie des Märchens. 14, Sp. 1621-1626.
- 20 Fischer, Helmut: Erhebung und Verarbeitung von Texten alltäglichen Erzählens. In: Wolfgang Raible (Hrsg.): Zwischen Festtag und Alltag. Zehn Beiträge zum Thema „Mündlichkeit und Schriftlichkeit“. (Script Oralialia, 6). Tübingen 1988, S. 103.

Jiddisch und Rotwelsch

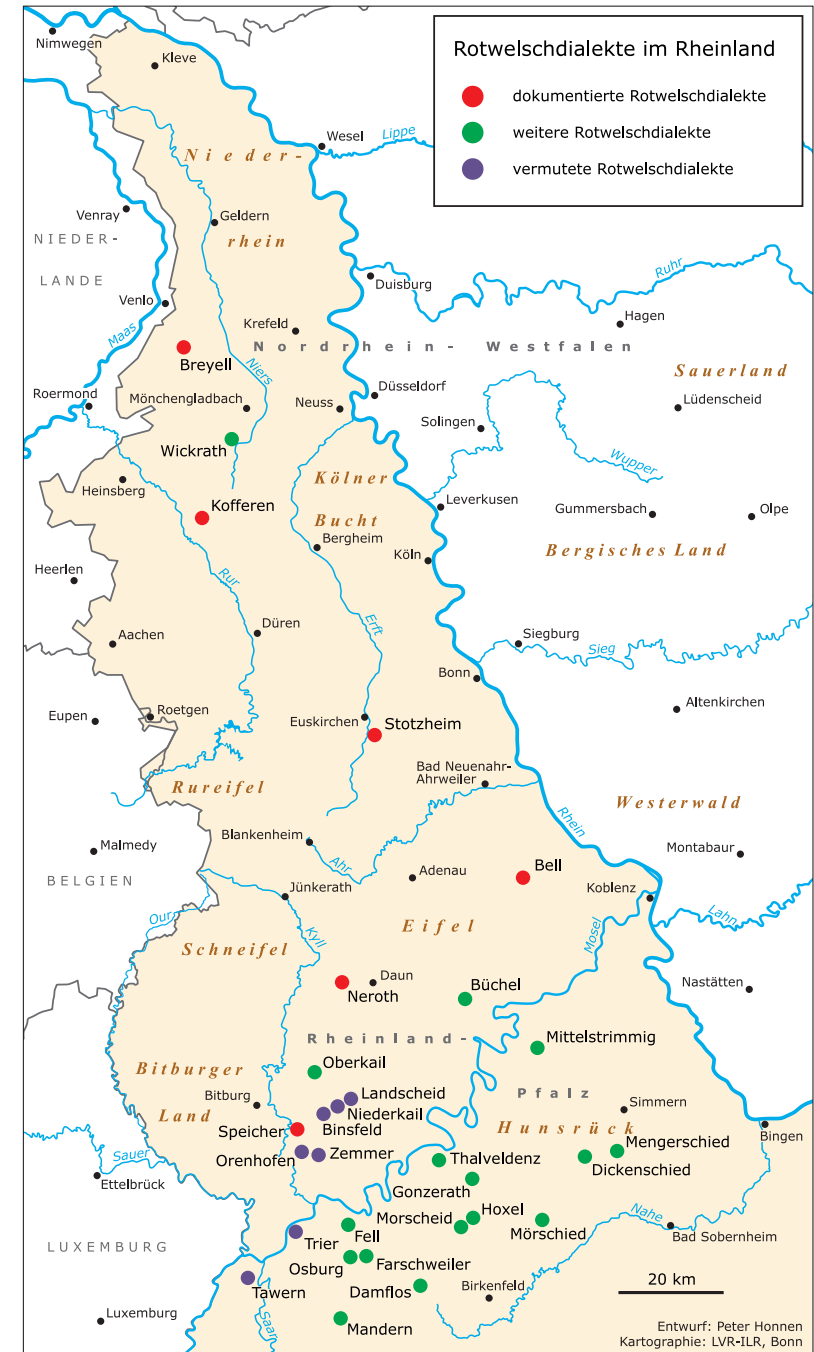
von Peter Honnen

Der folgende Beitrag stammt aus dem Buch „Alles paletti? Migration und Sprache an Rhein und Ruhr“, das der Autor 2015 im Greven Verlag veröffentlicht hat. Die Karte „Rotwelschorte im Rheinland“ wurde extra für diesen Wiederabdruck angefertigt.

„Kelten, Römer, Franken, Spanier und Franzosen“¹ prägten die rheinische Kultur. Wenn hier das Alltagswissen zitiert wird, wie es das kulturelle Bewusstsein der Rheinländerinnen und Rheinländer bestimmt, soll damit auf eine auffällige Lücke in der Aufzählung aufmerksam gemacht werden. Nur ganz selten wird in diesem Zusammenhang nämlich auf die jüdische Kultur und schon gar nicht auf die jüdische Sprache verwiesen, obwohl Letztere deutliche Spuren sowohl in der Umgangssprache als auch in den rheinischen Mundarten hinterlassen hat. Hier sind es bekannte Wörter wie *zocken*, *bestusst*, *Chuzpe*, *dufte*, *Geseier*, *Schmus*, *Zoff*, *Macke*, *malochen*, *Massel*, *mauscheln*, *mies*, *Mischpoke*, *pleite*, *Kluft*, *Reibach*, *Schlammassel*, *Stuss* oder *vermasseln*, dort weniger bekannte wie *acheln* (essen), *Baies* (Haus), *pegern* (sterben), *Beize* (kleines

Gasthaus), *beschulemen* (bezahlen), *schicker* (betrunken), *Ponem* (Gesicht), *dalfen* (betteln), *Dalles* (Armut), *Dokes* (Hintern), *Ganef* (Dieb), *Ische* (Frau), *Katzof* (Metzger), *Kober* (Wirt), *Mackes* (Prügel), *Nafke* (Dirne), *schucke* (kosten) oder *Zores* (Lärm, Streit).² Selbst im „modernen“ Ruhrdeutschen findet man noch eine Reihe von Wörtern, die jüdischdeutsche Wurzeln haben und die noch heute im Pott gebraucht und verstanden werden: *dibbern* (erahnen, spüren), *Osnik* (Uhr), *colone* (verrückt), *Plattmoos* und *Schickermoos* (Schwarzgeld und Taschengeld), *Keilof* (Hund), den bereits erwähnten *Katzof* (Metzger), *teilacken* (weglaufen, bummeln), *Beischuk* (Zwei-Mark-Stück) und *schaskeln* oder *beschaskelt* (trinken beziehungsweise betrunken).

Anders als die meisten romanischen Lehnwörter sind viele dieser Entlehnungen tatsächlich das Ergebnis von direktem Sprachkontakt, sonst wären die vielen auf das Westjiddische zurückgehenden Einträge in den großlandschaftlichen Mundartwörterbüchern wie zum Beispiel dem pfälzischen und dem rheinischen nicht zu erklären. Seit dem 10. Jahrhundert wa-



Überarbeitete Version einer Karte aus dem Buch „Geheimsprachen im Rheinland“. Die „dokumentierten Rotwelschdialekte“ werden in diesem Buch behandelt.

ren Juden aus dem romanischen Raum, vorrangig aus Frankreich, in den Westen Deutschlands eingewandert. Sie übernahmen im Laufe der Zeit die Sprache – oder besser: die Dialekte – ihrer Umgebung, bewahrten aber eine ganze Reihe von Wörtern aus den Bereichen Religion und Brauchtum, die oftmals aramäisch-hebräische Wurzeln hatten. Das sich daraus entwickelnde Westjiddische³ war bis ins 19. Jahrhundert die Sprache der sogenannten Landjuden, die als Viehhändler, Metzger, Hausierer oder Markthändler in enger Nachbarschaft zu christlichen Familien in den rheinischen Dörfern lebten. Im vorwiegend in den Städten lebenden jüdischen Bildungsbürgertum wurde das Jiddische im Zuge der Aufklärung zunehmend als „verdorbenes Deutsch“ verachtet und immer weniger gesprochen.

Aber auch in der christlichen Landbevölkerung wurde das Jiddische mit der Zeit als fremd empfunden, die Sprache der jüdischen Viehhändler kam sogar in den Ruf einer Geheimsprache. Das belegen die vielen Vokabularien, die von Landwirtschaftskammern oder bäuerlichen Interessenvertretungen veröffentlicht wurden. In einer weitverbreiteten Schrift des Trierischen Bauernvereins von 1921 heißt es zum Beispiel: „Gar mancher hat schon bedauert, daß er das ‚Judendeutsch‘ nicht kennt. Wie oft kommt es vor, daß die Handelsleute beim Abschluß der Geschäfte unter sich ‚mauscheln‘, während der Dritte, um dessen Geld oder Ware sich das Geschäft dreht, zwar mit offenen Ohren zuhört, aber nur rätselhafte Laute vernimmt.“⁴

Diese Einschätzung hat auch dazu beigetragen, dass die Grenzen zwischen der wirklichen Geheimsprache der sozial Deklassierten, dem Rotwelschen, und dem Jiddischen im Laufe der Zeit immer unschärfer geworden sind, zumal es zwischen den beiden „Sprachen“⁵ immer schon deutliche Überschneidungen gegeben hat. Ein nicht geringer Teil des rotwelschen Wortschatzes ist jiddischen Ursprungs, sodass heute nicht immer zu entscheiden ist, ob ein jüdischdeutsches Lehnwort direkt aus dem Jiddischen oder über den Umweg des Rotwelschen in die deutsche Umgangssprache gelangt ist. Jedenfalls haben im vorrangig südlichen Rheinland bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts noch eine ganze Reihe von Sprechergemeinschaften gelebt, die sich bei Gesprächen untereinander im rotwelschen Wortinventar bedient haben. Das waren zum Teil Nachfahren von, wenn man so will, „wandernden Migranten“, die auch Jenische genannt wurden und die sich als Kesselflicker, Schrott- und Lumpensammler, Scherenschleifer oder Tagelöhner mehr schlecht als recht über die Runden brachten. Dazu kamen klassische Wanderhändler wie Hausierer oder Wanderhandwerker, die der schieren Not gehorchend diese eigentlich ungeliebten Berufe ergriffen hatten und so mit der Sprache der Fahrenden und Unsesshaften in Berührung gekommen waren.

Im 18. und 19. Jahrhundert waren etwa zehn Prozent der Gesamtbevölkerung im Wanderhandel tätig, in Württemberg, wo ausnahmsweise genauere Zahlen vorlie-

gen, waren zum Beispiel noch 1882 über 22 000 Menschen – und damit mehr als in der Metall verarbeitenden Industrie – als Hausierer tätig.⁶ Sie alle und auch ihre Angehörigen sprachen Rotwelsch, sie alle waren berufsbedingt in ständigem Kontakt mit vielen Menschen und haben so dazu beigetragen, dass sowohl die rheinischen Mundarten als auch die rheinische und die allgemeine Umgangssprache eine Fülle von rotwelschen Lehnwörtern aufweisen. Im *Rheinischen Wörterbuch* sind für die Eifel etwa 400 geheimsprachliche Einträge verzeichnet, darunter *Hischerten* (Ohren), *paternällen* (beten), *rullen/Rullert* (handeln/Händler), *Sackroller* (Taschendieb), *Schockel* (Kartoffel), *Lehm* (Brot), *Schlummeres* (Bett), *Schminke* (Fett), *Schockert* (Kaffee), *schächen* (trinken), *talfen* (betteln) oder *Trappert* (Pferd).⁷ Sind diese Wörter noch heute für „Nichteingeweihte“ nahezu unverständlich, so ist ein Teil des rotwelschen Wortinventars mittlerweile alltagssprachliches Gemeingut geworden. Wörter wie *Kohldampf*, *Heiermann*, *verschieben*, *schwarzfahren*, *Asche* (Geld), *tapern*, *tigern*, *Klinkenputzer*, *Spanner*, *Stift* (Lehrling), *Fläppen* (Ausweis), *Macke* (Fehler, Mangel) oder *Kaff* (kleiner Ort) sind heute an jeder Ecke zu hören und haben teilweise sogar schon Einzug in die Schriftsprache gehalten.



Literatur

- Jechiel Bin-Nun: Jiddisch und die deutschen Mundarten. Unter besonderer Berücksichtigung des ostgalizischen Jiddisch, Tübingen 1973.
- Peter Honnen: Geheimsprachen im Rheinland. Eine Dokumentation der Rotwelschdialekte in Bell, Breyell, Kofferen, Neroth, Speicher und Stotzheim, Köln 1998.
- Peter Honnen: Sondersprachliches im Rheinischen Wörterbuch, in: Klaus Siewert (Hrsg.): Aspekte und Ergebnisse der Sondersprachenforschung II. II. und IV. Internationales Symposium, 17.-19. März 1999 in Rothenberge/6.-8. April 2000 in Münster (Sondersprachenforschung, Bd. 7), Wiesbaden 2002, S. 87-96.
- David Katz: Zur Dialektologie des Jiddischen. In: Werner Besch, Ulrich Knoop, Wolfgang Putschke und Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 1.2), 2. Halbband, Berlin und New York 1983, S. 1018-1041.
- Rheinisches Wörterbuch. Auf Grund der von J. Franck begonnenen, von allen Kreisen des rheinischen Volkes unterstützten Sammlung, hrsg. von J. Müller u.a., 9. Bde., Bonn und Berlin 1928-1971.
- J.B. Weber: Die Geheimsprache der Handelsteute, Trier 1924.

Anmerkungen

- 1 Willkürliches Zitat aus den Ergebnissen einer Google-Recherche zur »rheinischen Kultur«: www.rmv-web.de/ (aufgerufen am 7.5.2011).
- 2 Alle Belege aus dem Rheinischen Wörterbuch.
- 3 Siehe dazu z. B. auch Katz 1983 und Bin-Nun 1973.
- 4 Weber 1924.
- 5 Das Rotwelsche ist keine Sprache im eigentlichen Sinn, sondern eher ein sondersprachlicher Wortschatz; siehe dazu Honnen 1998, S. 11 ff.
- 6 Ebd., S. 26.
- 7 Zu den rotwelschen Belegen im Rheinischen Wörterbuch siehe Honnen 2002.

LESEN

Raumbilder – Raumklänge

Mit dem aktuellen Sammelband über die Aushandlung von Räumen in audiovisuellen Medien knüpfen die Herausgeberinnen an aktuelle Fachdiskurse im Bereich der Visuellen Anthropologie an und ordnen die, spezifisch auf alltagskulturelle Themen im Rheinland ausgerichtete, Film- und Ausstellungsarbeit des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte in dieses Forschungsfeld ein.

In Folge des spatial turn erfährt Raum als zentrale kulturanthropologische Forschungsperspektive zur Analyse von Transformationsprozessen in den vergangenen Jahren vermehrt Aufmerksamkeit. Dabei werden Menschen als im Raum handelnde, den Raum konzipierende und gestaltende Akteure betrachtet. Der Tagungsband zeigt auf, wie Raum über und durch Film, Klang und Bild hergestellt und ausgehandelt wird. Dabei nehmen die Autor*innen unterschiedliche Perspektiven ein, wenn einerseits das audio-visuelle Schaffen als kulturanthropologische Form der Vermittlung von Forschungsergebnissen verstanden wird und andererseits Medien als Forschungsquelle genutzt werden oder über sie ethnographisch geforscht wird.

Anders als in klassischen Buchpublikationen werden explizit multimediale Zugänge aufgegriffen. So sind Film- und Audiobeispiele über QR-Codes in die Texte



eingebunden und stehen damit gleichberechtigt neben Zitat, Bild und Text und können während des Lesens angesehen werden.

Der Band basiert auf den Vorträgen und Diskussionen der gemeinsam vom LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte sowie von der Abteilung Kulturanthropologie der Universität Bonn ausgerichteten Tagung der dgv-Kommission für Film und audio-visuelle Anthropologie zum Thema „Aushandlungen von Räumen in audio-visuellen Medien, Film und Forschung“ in Bonn im November 2016.

Mit Beiträgen und Filmbeispielen von: Katrin Bauer, Gabriele Dafft, Simone Egger, Fabian Engler, Andrea Graf, Dagmar

Hänel, Jenny Hellmann, Ute Holfelder, Johanne Lefeldt, Heike Lützenkirchen, Torsten Näser, Joachim Opitz, Stefan Postl, Fritz Schlüter, Thomas Schneider, Michael Simon, Daniel Witte.

Katrin Bauer/Andrea Graf (Hrsg.):

**Raumbilder – Raumklänge.
Zur Aushandlung von Räumen in
audiovisuellen Medien.**

Waxmann Verlag, Münster 2019.

172 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen
Abbildungen.

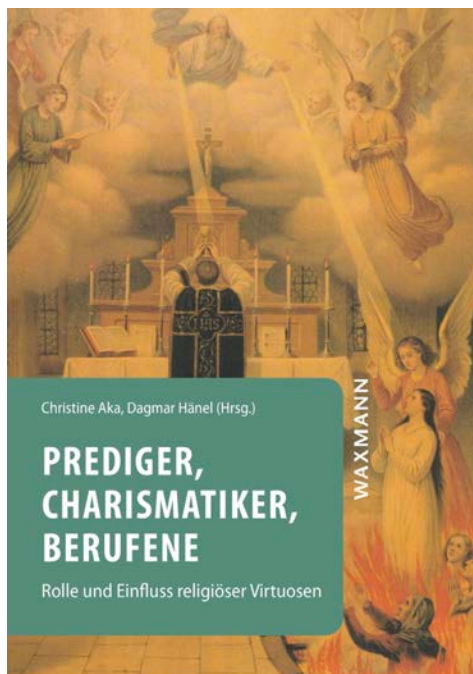
ISBN 978-3-8309-3904-7

LESEN

**Prediger, Charismatiker, Berufene.
Rolle und Einfluss religiöser Virtuosen**

Fast alle religiösen/spirituellen Kulturen entwickeln Konzepte von religiösen Virtuosen wie Propheten, Priesterinnen, Predigern oder Heilerinnen. Gleichzeitig sind diese Rollen zentrale Initiatoren von Entwicklungsprozessen in und von religiösen Konzepten. Sowohl in historischen als auch gegenwärtigen Kontexten haben religiöse Virtuosen und deren Rollenschilderungen eine weit über das Spirituelle hinausgehende Bedeutung, geht es doch zusätzlich um Macht, Werte- und Wissenssysteme, Institutionalisierungen und soziale wie kulturelle Distinktionen.

Diese und weitere Aspekte finden sich in dem interdisziplinären Sammelband, der die Beiträge der dritten Tagung der dgv-Kommission Spiritualität und Religiosität



zusammenstellt. Theologen, Historikerinnen, Kulturanthropologen, Ethnologen, Vertreterinnen aus Denkmalpflege und Museum, Literaturwissenschaftler und Soziologinnen spannen einen Bogen von religiöser Erbauungsliteratur über Kirchenarchitektur über die Bedeutung religiöser oder spiritueller Rituale zwischen Primiz, Priesterweihe und schamanischer Schwitzhüttenzeremonie bis zur spirituellen Beratung im Fernsehen und der politischen Bedeutung religiöser Virtuosen in der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts.

Entstanden ist ein spannender Band, der vielfältige Einblicke in die Wechselbeziehungen bietet, die zwischen spirituellen Systemen und Strukturen, Alltagsleben,

gesellschaftlichen Werte- und Wissenssystemen sowie zentralen kulturellen Institutionen bestehen.

Mit Beiträgen von:

Christine Aka, Jürgen Bärsch, Christine Bischoff, Benedikt Brunner, Melanie Denzinger, Vera Faßhauer, Sönke Friedreich, Dagmar Hänel, Gašper Mithans, Jochen Ramming, Inga Scharf da Silva, Mirko Uhlig, Joachim Werz, Jörg Widmaier.

Christine Aka, Dagmar Hänel (Hrsg.):
**Prediger, Charismatiker, Berufene. Rolle
und Einfluss religiöser Virtuosen.**

Waxmann-Verlag, Münster 2018.
252 Seiten, br., mit zahlreichen Abbildungen.

ISBN 978-3-8309-3668-8, 29,90 €,

ISBN 978-3-8309-8668-3, E-Book: 26,99 €.

LESEN

Die Weihnachtskrippe

Im Gründungsjahr 1925 veröffentlichte die Landesgemeinschaft der Krippenfreunde in Rheinland und Westfalen erstmals ihr Jahrbuch „Die Weihnachtskrippe“. Nach dem nationalsozialistischen Verbot christlicher Vereine im Jahre 1939 erschien das Jahrbuch ab 1949 erneut und bildete bis 2001 die Krippenkunst und den aktuellen Forschungsstand ab.

Mit dem aktuellen Band knüpft die Landesgemeinschaft an die Tradition des Jahrbuchs an.

Der Band beleuchtet das Werk von Künstlern wie Franz Kött (Zülpich), Heinrich Hartmann (Wiedenbrück) und Josef Link (Rüdenau/Miltenberg) sowie die Rolle der Aachener Schwestern vom armen Kinde Jesus für die rheinisch-westfälische Krippenlandschaft mit ihrer ca. hundertjährigen Tradition der Herstellung von Wachsfigurenkrippen. Der zentrale Beitrag widmet sich der heute weitgehend vergessenen katholischen Schriftstellerin und Künstlerin Ruth Schaumann (München), die das Weihnachtsgeschehen in mit farbigen Holzschnitten illustrierten Gedichtbänden, szenischen Krippen, Weihnachtsgrafiken oder auch Glasfenstern variantenreich gedeutet hat.



Ein Artikel schildert die theologische und kunstgeschichtliche Entwicklung der

„Symbolkrippen“ im Kontext der liturgischen Reformbewegung und der Erneuerung christlicher Kunst der 1920er und 1930er Jahre. In die bayerische Krippenregion führt ein Beitrag über Jahreskrippen als Verkündigungsmittel der gesamten christlichen Heilsgeschichte mit Szenen aus dem Leben Jesu, aber auch Darstellungen aus dem Alten Testament oder der Apostelgeschichte. Eine kaum bekannte Facette der Geschichte der rheinisch-westfälischen Landesgemeinschaft stellt die frühe Mitwirkung an Katholikentagen (Dortmund 1927, Münster 1930) u.a. mit Krippenausstellungen dar. Das Jahrbuch wird abgerundet durch Beiträge über das Selbermachen von Krippenfiguren, über die symbolische Deutung der Tiere an der Krippe sowie über die Weihnachtskrippen in Bornheim-Roisdorf.

Das Jahrbuch will die Krippenkultur in geschichtlicher Überlieferung und regionaler Ausprägung abbilden. Es lädt nicht nur Krippenfreundinnen und Krippenfreunde dazu ein, sich mit den vielfältigen Darstellungen der weihnachtlichen Botschaft von der Menschwerdung Gottes auseinanderzusetzen.

Die Weihnachtskrippe.

Hrsg. von der Landesgemeinschaft der Krippenfreunde in Rheinland und Westfalen e.V.

64. Jahrbuch 2018.

Redaktion: Dr. Alois Döring

Mit Beiträgen von Bernhard Alshut, Franz-Josef Brandenburg, Alois Döring, Annette Hiemenz, Rudolf Knapstein, Ger-

trud Mayr, Guido Scharrer und Caroline M. Weber.

Waxmann Verlag, Münster 2018.

156 Seiten, broschiert, mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen.

ISBN 978-3-8309-3953-5

LESEN

Neues Bauen im Rheinland

Mit dem vorliegenden Band präsentiert das LVR-Amt für Denkmalpflege eine beeindruckende Fülle von Beispielen des „neuen Bauens“ aus dem Rheinland. 100 Bauten stellt das schön bebilderte Buch in kurzen, prägnanten Portraits vor, in alphabetischer Reihung von Aachen bis Wuppertal. Präsentiert werden Einzelwohnhäuser und Siedlungen, Industriebauten, Kirchen, Schulen und Verwaltungsgebäude bis zu „exotischen“ Bauwerken wie der Aachener Kongressgarage, das Bonner Bootshaus des BRV oder die Getreidesilos der Weizenmühle Plange in Düsseldorf. Die Portraits zeigen die breite Vielfalt des „neuen Bauens“, einer künstlerischen Bewegung des frühen 20. Jahrhunderts, die gerade nicht den Kult um geniale Künstler und individuelle Kreativität pflegte, sondern Bauen und Architektur auf ihre Funktionen zurückführte: Räume zum Wohnen und Arbeiten, zum Feiern und Lernen. Was es mit diesem „neuen Bauen“ auf sich hat, erläutern Marco Kieser und Sven Kuhrau in ihrer äußerst gelungenen Einführung. Sie zeigen die Facetten des „neuen Bauens“ als Ausdrucksform moderner Gesellschaft, die

sich gegen den Historismus der Kaiserzeit stellt. Vor allem die Weimarer Republik bietet den gesellschaftlichen Rahmen des neuen Bauens: Nach den Gewalterfahrungen und Traumatisierungen des Ersten Weltkriegs ging es um eine neue Gesellschaft und den neuen Menschen, um Demokratisierung und Ideen von Gleichheit, um Freiheit und soziale Ideen. Gleichzeitig brachte diese Zeit den Durchbruch einer Massenkultur, neue Materialien und Techniken schafften aus Beton, Stahl und Glas neue Formen des Bauens.

Auch wenn in diesem Jahr alles auf das Bauhaus fokussiert ist, dieser Band zeigt das Rheinland als eigenständige moderne Baulandschaft, deren Protagonisten vielfältige Kontakte und Netzwerke pflegten. Auch zu den Akteuren des Bauhauses in Weimar und später Dessau gab es Verbindungen, vor allem nach 1933, nach Ende des Bauhauses, zog es eine Reihe von Architekten ins Rheinland, die hier Auftraggeber unter anderem in der rheinischen Industrie fanden, beispielsweise für die Lackfabrik Herberts in Wuppertal. Andrea Pufke fasst in ihrem Vorwort die Beziehung zum Bauhaus zusammen: „...Neues Bauen‘ und nicht ‚Bauhaus‘ deshalb, weil direkte Verbindungen zum Schulbetrieb des Bauhauses im Rheinland eher selten sind. Tatsächlich waren Bauhaus-Angehörige in der Region kaum tätig – die Bauten des Bauhausdirektors Mies van der Rohe in Krefeld blieben hier die prominente Ausnahme von der Regel“ (S. 8). Aber natürlich finden sich beide Häuser auch unter den 100 Bauten portraitiert (S. 224-227).

Vor dem Studium der einzelnen Beispiele lohnt sich die Lektüre der Einführung, die präzise und stringent Kennzeichen und Besonderheiten des „neuen Bauens“ im Rheinland charakterisiert. Die anschließenden Portraits von Birgit Gropp zeichnen sich besonders durch ihre Kontextualisierungen aus: Die Texte beschreiben nicht nur Baugeschichte und Formen, sondern erzählen von einzelnen Akteuren, von Wirkungen und Reaktionen der Bauten und ihrer Bedeutung im Zeitkontext. Alle Texte sind treffend illustriert: mit historischen und wo es passt aktuellen Fotos, mit zeitgenössischen Bauzeichnungen und Skizzen. Ein Register, in dem alle Personen kurz mit relevanten Daten, Orten und Bauten vorgestellt werden, schließt diesen rundum gelungenen Band ab.

Mit diesem Architekturführer lässt sich die Moderne im Rheinland entdecken, sowohl an bekannten und prägnanten Bauten als auch abseits an Orten, wo man sie gar nicht vermutet hätte.

Birgit Gropp, Marco Kieser, Sven Kuhrau
Neues Bauen im Rheinland. Ein Führer zur Architektur der klassischen Moderne.
Mit Fotos von Jürgen Gregori und Silvia Margit Wolf.

Eine Veröffentlichung des Landschaftsverbandes Rheinland.

Herausgegeben von Landeskonservatorin Dr. Andrea Pufke.

Michael Imhof Verlag, Petersberg 2019.
ISBN 978-3-7319-0778-7, Preis 22,00 €.

LESEN

Kölsch. Porträt einer Sprache

Kölsch, der Stadtdialekt Kölns, steht in all seinen Ausprägungen im Mittelpunkt des neuen Buches von ILR-Sprachwissenschaftler Georg Cornelissen. Das ist zum einen Kölsch als heutige Alltagssprache: Wer spricht sie noch und welche Unterschiede gibt es innerhalb der Stadt? Aber auch die Sprachgeschichte kommt nicht zu kurz: Wo liegen die Wurzeln des Kölschen? Und welchen Einfluss hatten andere Sprachen auf seine Entwicklung – sei es das Hochdeutsche oder das Französische in der „Franzusezick“, um



die sich zahlreiche Legenden ranken, allen voran um das Wort *Fisimatenten*. Aber das Kölsche wurde nicht nur beeinflusst, es hat auch selbst Vorbildcharakter, wie sich sowohl an den Dialekten umliegender Orte zeigen lässt, als auch an der rheinischen Umgangssprache.

Ein weiterer Aspekt, der den Kölner Stadtdialekt einmalig macht, ist seine Funktion im Karneval. In der fünften Jahreszeit ist das „Karnevalskölsch“ überall zu hören, auf Musikbühnen, in Sitzungen und im Fernsehen. Doch dass diese Sprachform sich vom alltäglichen „Straßenkölsch“ unterscheidet, wird im Buch schnell deutlich. Neben allgemeinen Skizzen stehen auch Kölner Persönlichkeiten im Fokus, die sich besonders um die Sprache der Stadt verdient gemacht haben, Sprachmenschen, wie der Autor sie nennt. Das sind Wolfgang Niedecken und Heinrich Böll, aber auch die zahlreichen Bearbeiter*innen der Fragebögen, die den Forschungen zum Buch zugrunde liegen. Aus diesen sind auch all die Sprachkarten hervorgegangen, die das Buch illustrieren: *Dörp/Dorf*, *laufe/lofe* oder *no Huus/heim*. Wie ein roter Faden ziehen sich auch die Wortgeschichten durch das Buch: Jedes Kapitel wird mit der Erklärung einiger Wörter abgeschlossen, die für die dargestellte Zeit oder das präsentierte Thema besonders einschlägig sind (*Mösch*, *Jeld*, *Klüngel*, *alaaf* und viele mehr).

Georg Cornelissen:
Kölsch. Porträt einer Sprache.
Greven Verlag, Köln 2019.

181 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Sprachkarten.
ISBN 978-3-7743-0901-2.

LESEN

Wörterbuch Achterhoek-Liemers, Band 11

Im Jahr 1984 ist der erste Band dieses sehr interessanten Dialektwörterbuchs erschienen, 2018 konnte nun Band 11 publiziert werden. Dokumentiert werden darin die Dialekte im Liemers und im Achterhoek, in zwei niederländischen Regionen also, die an den nördlichen Niederrhein und an das Westmünsterland angrenzen und deren Dialekte eng mit dem Platt in Kleve und Emmerich und in Bocholt und Borken verwandt sind. Begonnen hat das Projekt seinerzeit Lex (A. H. G.) Schaars, nun ist als zweiter Bearbeiter H. J. Liefink hinzugetreten. Das Regionalwörterbuch wird von einem landeskundlichen Institut herausgegeben: dem Erfgoedcentrum Achterhoek en Liemers in Doetinchem gemeinsam mit der Mr. H. J. Steenbergentichting.

Da das Wörterbuch nicht alphabetisch, sondern sachlich gegliedert ist, thematisiert jeder der Bände einen Ausschnitt des menschlichen Lebens mit dem entsprechenden Wortschatz. Im vorliegenden Fall handelt es sich um den dritten Teilband (C) zu „Der Mensch und die Welt“. Es geht darin u. a. um Raum- und Zeitangaben im Dialekt wie beispielsweise *dreck*, *drecks*,

daleks usw. ‚sofort, direkt‘ oder *baove(n)*, *bowven* ‚oben‘ (Schreibung geändert).

Das Material für jeden Band wird mithilfe von Fragebogen gesammelt, für diesen Band konnten nicht weniger als 163 Dialektsprecher und Dialektsprecherinnen gewonnen werden! Seit 2016 wird das im „Woordenboek van de Achterhoekse en Liemerse Dialecten“ zusammengetragene Material digitalisiert, bestimmt ist es für die „elektronische Woordenbank van de Nederlandse Dialecten“ (eWND).

Das Projekt wird weiter fortgeführt. Deutsche Dialektsprecher und Dialektsprecherinnen, die dieses auch Laut- und Wortkarten enthaltende Wörterbuch benutzen, werden viele Funde machen: Wörter, die sie überhaupt nicht kennen (weil sie etwa aus dem Standardniederländischen stammen); Wörter, die ihnen vertraut sind, aber jenseits der Grenze doch etwas anders klingen; und schließlich Wörter, die in identischer Lautung auch auf unserer Seite der Staatsgrenze verwendet werden. All das macht die Lektüre für unsereins so interessant.

A. H. G. Schaars en H. J. Liefink.
Woordenboek van de Achterhoekse en Liemerse Dialecten. WALD. De mens en de wereld, C.
Erfgoedcentrum Achterhoek en Liemers/Mr. H. J. Steenbergentichting, Doetinchem 2018.
8 + 216 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Sprachkarten.
ISBN 978-94-91913-211.

KLICKEN

Das Wissensportal „Sprache im Rheinland“

Im Februar 2019 wurde die Homepage der Abteilung Sprache um einen umfangreichen neuen Bestandteil erweitert: das Wissensportal „Sprache im Rheinland“. Hierin finden sich (derzeit) fünf Rubriken mit zahlreichen Artikeln zu verschiedenen Aspekten der Sprache an Rhein und Ruhr: „Dialekt“, „Regional“, „Geheimsprachen“, „Namen“ und „Sprachkarten“.

Unter „Dialekt“ und „Regional“ werden die Sprachvarietäten Dialekt bzw. Regiolekt und regionale Standardsprache näher beleuchtet. Zum einen werden die Sprachvarianten einzelner Orte und Regionen vorgestellt, wie etwa das *Kölsche* in Köln oder das *Bönnsche* in Bonn, das *Ruhrdeutsche* im Ruhrgebiet und die *Voreifler* Alltagssprache. Zum anderen werden lautliche und grammatische Phänomene, die für die Sprachräume des Rheinlands typisch sind, erläutert: das ‚g‘ in all seinen rheinischen Ausprägungen [*jut .gut‘, sach ma ,sag mal‘*] oder die rheinischen Genitiversatzvarianten [*der Anna ihr Buch, dat Buch von Anna*]. Weitere Besonderheiten wie etwa die Dialektinseln am Niederrhein und in Düsseldorf-Gerresheim dürfen natürlich auch nicht fehlen.

In der Rubrik „Geheimsprachen“ werden die unterschiedlichen Rotwelschdialekte, die früher in einigen Orten im Rheinland gesprochen wurden, vorgestellt. Sechs

Dörfer werden mit ihrer (Sprach-)Geschichte porträtiert und durch zahlreiche Beispielwörter wird den Leser*innen ein guter Einblick in diese eigentümlichen Sprachformen gewährt. Aus manchen Orten liegen sogar noch Tonaufnahmen der jeweiligen Geheimsprache vor, seltene Dokumente von nahezu ausgestorbenen Varietäten, die im Wissensportal mit einem Klick hörbar gemacht werden können.

Die rheinischen Orts- und Personennamen stehen in der Rubrik „Namen“ im Mittelpunkt. Im Themenbereich „Ortsnamen“ finden sich neben Artikeln zu den Namen einzelner Dörfer und Städte auch Beiträge zu Hofnamen, Straßennamen und Gewässernamen. Dabei werden sowohl Namen vorgestellt, die im Rheinland mehrmals vorkommen (z. B. Straßennamen mit den Bestandteilen *Siefen* bzw. *Siepen*, die Flussnamen *Ruhr* und *Rur*), als auch Namen, die einmalig und besonders auffällig sind (z. B. der Ortsname *Himmelgeist* oder der Straßename *Schluppe-Schäng-Straße*).

Der Themenbereich „Personennamen“ dreht sich um typische Familiennamen wie *Schmitz* oder *Jansen*, deren Herkunft und ursprüngliche Bedeutung erklärt und an historischen Namenbelegen sichtbar gemacht wird. Daneben werden Vornamen vorgestellt, die im Rheinland gerne und oft vergeben wurden (und werden) und von denen es regionale Kurz- und Koseformen gibt, so zum Beispiel *Maria* (*Mia, Marie, Mariechen*) oder *Johannes* (*Hennes, Schäng*).

Kontakt

LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte

Qualität für Menschen

Dem Rheinland Profil geben

Institut | Sprache | Geschichte | Volkskunde | Projekte | Förderung

Sie sind hier: Startseite > Sprache > Wissensportal > Dialekt >

Aussprache von 'g' als /j/: jut ...

*Bei einem Einkauf ab 8 Euro erhalten Sie eine unserer hochwertigen Jutetaschen gratis dazu! Einzelverkauf der Tasche 3 Euro.

Gelungenes Spiel mit dem Dialekt: Ne gute Tasche aus Jute!

Ne jut jebratene Jans is ne jute Jabe Jottes – dieser vielzitierte Spottvers spielt auf eine der bekanntesten Eigenheiten des ripuarischen Dialekts an: Im Anlaut eines Wortes wird g als j ausgesprochen. Der Ausspruch wird auch schon einmal Altkanzler Konrad Adenauer zugesprochen, der vielen Menschen auch aufgrund seines deutlich rheinisch gefärbten Hochdeutchs in Erinnerung geblieben ist. Auf Hochdeutsch lautet der Spruch also 'ewine gut gebratene Gans ist eine gute Gabe Gottes'.

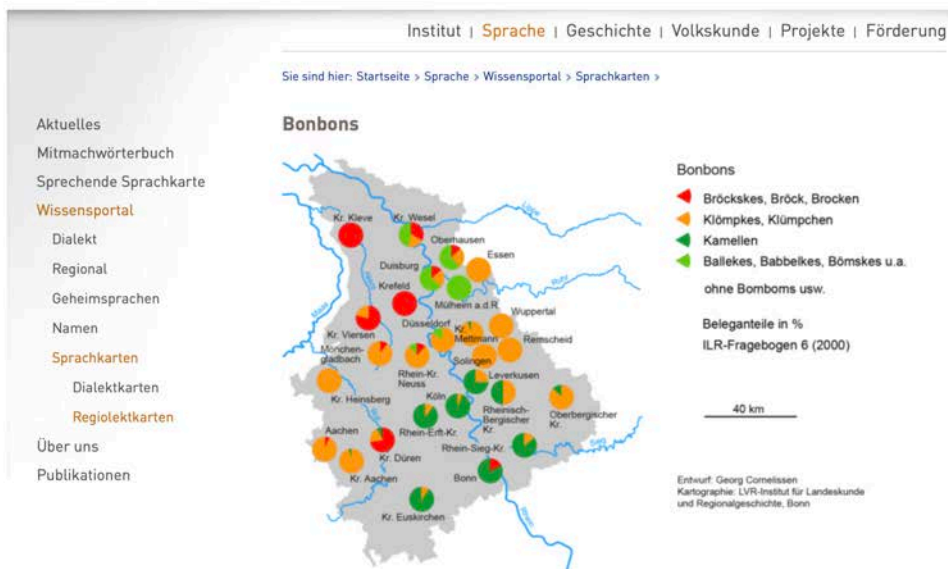
Diese Regel betrifft alle Lautkombinationen, in denen g am Wortanfang vorkommen kann, also sowohl vor Vokal wie in *Jaade* 'Garten' oder *jejange* 'gegangen' als auch vor Konsonanten wie in *Jnade* 'Gnade', *jilöve* 'glauben' oder *Jras* 'Gras'. Wie das Beispiel *jejange* 'gegangen' zeigt, ist der Wechsel von g zu j auch nicht allein auf die anlautende Position begrenzt, auch im Wortinneren kommt er vor. Hier allerdings nur in bestimmten lautlichen Kontexten, d. h. nur zwischen bestimmten Lauten, und zwar zwischen zwei Vokalen (*bieje* 'biegen', *jejange* 'gegangen') und/oder im Silbenanlaut (*Metzjer* 'Metzger').

Bei der Aussprache von g als j handelt es sich um ein altes Dialektmerkmal des Ripuarischen, das auch im Regiolekt von vielen Sprechern noch verwendet wird. Ob diese Variante

Die vielen Sprachkarten, die in der gleichnamigen Rubrik vorgestellt werden, sind sicherlich eine Besonderheit der Sprachabteilung des ILR. Ihnen liegen in der Regel Fragebogen zugrunde, die von

den vielen ehrenamtlichen Helfer*innen des Instituts Jahr für Jahr ausgefüllt wurden. Dabei spiegeln die Karten sowohl die Ortsdialekte als auch die regionalen Umgangssprachen wider und beziehen

Dem Rheinland Profil geben



Im Norden des Rheinlands und im Kreis Düren sagt man in der regionalen Umgangssprache (im Regiolekt) *Bröckskes, Bröck, Brocken*. In einem mittleren Bereich wird *Klömpkes* und *Klümpchen* (und ähnliche Formen) benutzt; das Gebiet reicht von Aachen im Westen über Mönchengladbach, Neuss und Düsseldorf bis nach Essen und ins Bergische Land. In einigen Orten des Oberbergischen Kreises gehört auch *Klümpe* oder *Klümpe* dazu. Köln und seine weite Umgebung haben *Kamellen*.

In den Ruhrgebietsstädten und im benachbarten Kreis Wesel wurden auch *Babbelkes* und *Ballekes* sowie *Bömskes* genannt.

An *Bömskes* schließt sich ein *Bomsen*-Beleg im Norden des Kreises Mettmann an.

Diese Regiolektkarte bildet weitgehend die Verhältnisse in den Dialekten des Rheinlandes ab.

Georg Cornelissen

Literatur:

- Georg Cornelissen: Muster regionaler Umgangssprache. Ergebnisse einer Fragebogenerhebung im Rheinland. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 69, 2002, S. 275-313.
- Georg Cornelissen: *Zwischen Köttelbecke und Ruhr. Wie spricht Essen?* Unter Mitarbeit von Hanna Mengen. 2. Aufl. Essen 2010.
- Jürgen Eichhoff: Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Band 2. Bern, München 1978.
- Stephan Elspaß: Zum Wandel im Gebrauch regionalsprachlicher Lexik. Ergebnisse einer Neuerhebung. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 72, 2005, S. 1-51.
- Peter Honnen: *Kappes, Knies und Klüngel. Regionalwörterbuch des Rheinlands*. 7. Aufl. Köln 2012.

sich auf ganz unterschiedliche Phänomene. Neben Einteilungskarten, die die unterschiedlichen Sprachräume abbilden (z. B. Kleverländisch, Südniederfränkisch), finden sich Wortkarten (z. B. *Bonbons*, *Spatz* oder *Zwiebel*), Lautkarten (*Platt/Plott*, *Blötsch/Plötsch*, Sittarder Diphthongierung) und Grammatikkarten (*min*, *mej* und *mech*, *probierte/(hat) probiert*, *die/dat Maria*). Ein besonderes Highlight ist auch der Sprachatlas „Dialekt à la carte. Dialektatlas Westmünsterland – Achterhoek – Liemers – Niederrhein“, der mehr als 50 Karten zu Wörtern und Grammatikphänomenen im deutsch-niederländischen Grenzraum beinhaltet und der extra für das Wissensportal digitalisiert wurde. Die Arbeiten am Wissensportal sind noch nicht abgeschlossen, jede Woche finden sich neue Sprachkarten, Artikel und Tonaufnahmen. Schauen Sie doch gerne einmal vorbei und klicken Sie sich durch die Sprache im Rheinland: https://rheinisch-landeskunde.lvr.de/de/sprache/wissensportal_neu/wissensportal.html!

KLICKEN

Sprachforschung mit der App „Lingscape“

Haben Sie sich je darüber gewundert, an wie vielen Schildern, Aufklebern und Plakaten man auf dem täglichen Weg zur Arbeit vorbeikommt? Und dass die Aufschriften darauf ganz unterschiedlichen Sprachen zuzuordnen sind?

Diese schriftsprachliche Vielfalt will die Universität Luxemburg gemeinsam mit Menschen weltweit mithilfe der App „Lingscape“ erforschen. Der Name „Lingscape“ setzt sich aus den Begriffen *Linguistic* und *Landscape* zusammen, was so viel wie „sprachliche Landschaft“ bedeutet. Die App ist kostenlos im Apple App Store und im Google Play Store zum Download verfügbar. Und dann kann die Fotojagd beginnen: Egal ob auf dem täglichen Arbeitsweg in der Heimatstadt oder im Urlaub in fremden Gefilden – auf der ganzen Welt können Aufschriften im öffentlichen Raum fotografiert und die Bilder in der App hochgeladen werden. Dort werden sie dann, gemeinsam mit den Fotos der anderen Nutzer*innen, auf einer virtuellen Landkarte dargestellt.

Die Sprachwissenschaftler*innen in Luxemburg, aber auch an anderen Universitäten, analysieren die Bilder dann und können so die sprachliche Landschaft von Dörfern, Städten und Regionen genauer beschreiben. Aber auch eigene Projekte können in der App angelegt werden, so dass sie zum Beispiel für Schnitzeljagden auf Klassenfahrten und als Materialsammlung für eigene Forschungsprojekte genutzt werden kann. Die „Lingscape“-App ist ein sogenanntes „Citizen Science“ (= Bürgerwissenschafts)-Projekt: Interessierte Laien haben hier die Möglichkeit an wissenschaftlicher Forschung teilzunehmen und diese durch ihre Mitwirkung tatkräftig zu unterstützen. Denn ohne die Mithilfe zahlreicher Fotograf*innen wäre

es wohl nicht möglich gewesen, bis heute mehr als 16.000 Bilder aus der ganzen Welt zusammenzutragen! Auf der Internetseite des Projektes finden sich weitere Informationen: <https://lingscape.uni.lu/>.

HINGEHEN

Fotografie in der Weimarer Republik
25.9.2019 – 19.1.2020 im LVR-Landesmuseum Bonn

In Zusammenarbeit mit der Deutschen Fotothek Dresden, der Stiftung F.C. Gundlach Hamburg und mit Unterstützung von ullstein bild Berlin, gefördert durch die Kunststiftung NRW

Die Jahre der Weimarer Republik zwischen 1918 und 1933 spielten für die Entwicklung der Fotografie eine einzigartige Rolle. Der künstlerischen Fotografie des „Neuen Sehen“, für dessen Erfindung und Verbreitung die russische Avantgarde und das Bauhaus stehen, traten als zweiter Schwerpunkt der Fotojournalismus und die Dokumentarfotografie gegenüber. Erfinden wurde die Bildreportage: Fotografie und Text verbanden sich nun kongenial auf der Suche nach journalistischer Wahrheit aber auch dem, was man dafür hielt oder was man dazu machen wollte. Fotografen wie Erich Salomon und Reporter wie Egon Erwin Kisch erlangten eine bisher nicht dagewesene Berühmtheit. Die Berliner Illustrierte war mit zeitweise 2 Millionen Exemplaren das weltweit auflagenstärkste Druckerzeugnis.

Die Präsentation nähert sich der Fotografie der Weimarer Republik aus einer neuen Perspektive, weder chronologisch, noch orientiert an bedeutenden Fotografinnen und Fotografen oder an künstlerischen Strömungen, sondern übergreifend anhand von Begriffen. Sie stehen für die wechselvolle Geschichte dieser Jahre: Revolution und Republik, Arbeiterfotografie, Sport und Bewegung, Architektur, Mode und Tanz sind nur einige der Themenfelder, anhand derer die verschiedenen medialen Formen der Fotografie in Form von Originalabzügen aus den Archiven mit Zeitschriften, Postkarten, Bildbänden, Plakaten und sonstigen Materialien zueinander in Beziehung gesetzt werden.

Die umfassenden Archive der Kooperationspartner und ausgewählte Leihgaben u.a. aus dem ullstein bild ermöglichen einen neuen Blick auf die Vielschichtigkeit des Weimarer Alltags – vom hoffnungsvollen Anfang 1918/19 bis zum Untergang 1933. Seite an Seite zeigt die Ausstellung die großen Fotografinnen und Fotografen der Zeit wie August Sander, Lotte Jacobi, Hugo Erfurth, Martin Munkacsy, Yva, Alfred Eisenstaedt, Erich Salomon, Umbo, Werner Mantz oder Albert Renger-Patzsch mit ehemals bekannten aber heute oft vergessenen Protagonisten. So entsteht in der Präsentation ein einzigartiger Einblick in die Kulturgeschichte der Weimarer Republik.

Zusätzlich können die Besucher im Studiolo der Ausstellung zahlreiche Publikati-

onen aus der Zeit zwischen 1918 und 1933 im Original durchblättern. Eine Ausstellung im Rahmen des Verbundprojektes „100 Jahre Bauhaus im Westen“.

HINGEHEN

Bartning. Bartning. Bartning.
Architekt der Moderne

LVR-Freilichtmuseum Kommern,
6. Oktober 2019 – 25. Oktober 2020

Der Beitrag des LVR-Freilichtmuseums Kommern zum Bauhausjahr stellt den Architekten Otto Bartning ins Zentrum. Zentraler Anknüpfungspunkt ist das bis heute einzigartige von Otto Bartning ab 1945 entwickelte Notkirchenprojekt. Bis 1953 entstanden über 100 Typenkirchen

aus vorgefertigten Elementen, die meist kombiniert mit lokalem Trümmermaterial in Eigenleistung der jeweiligen Kirchengemeinden aufgebaut wurden. Eine dieser Notkirchen, die 1951 in Overath zur neuen spirituellen Heimat der evangelischen Gemeinde wurde, steht inzwischen im LVR-Freilichtmuseum Kommern.

Die Ausstellung spürt zwei Entwicklungslinien des Notkirchenprojekts nach: Zum einen der geistig-kulturellen, die den Kirchenbau als Ausdruck der Gemeinschaft, der Verortung sowie der Zeitgenossenschaft begreift, zum anderen dem seriellen und kostengünstigen Bauen mit zeitgenössischen Materialien und Bauprogrammen. In Fragen der Rationalisierung und Typisierung des Bauwesens setzte



sich Bartning als Protagonist der Moderne in der Weimarer Republik eng mit Walter Gropius und den am Bauhaus vorangetriebenen Leitideen auseinander.

Beide Entwicklungslinien kulminierten in der Zwischenkriegszeit in Bartnings Schlüsselwerk der Stahlkirche (1928), die deshalb ebenfalls in der Ausstellung prominent behandelt wird. Anschaulich werden die Ideen in der Diasporakapelle aus Overath (1951), die als Notkirche Bartnings in das LVR-Freilichtmuseum Kommern transloziert und seit ihrer feierlichen Eröffnung im Juli dieses Jahres die Baugruppe Marktplatz Rheinland ergänzt. Die Medienstationen der Ausstellung im Kirchengebäude, die unter anderem von der Entstehung der Kirchengemeinde und dem Gemeindeleben erzählen, entstanden im Kontext eines Kooperationsprojektes des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte mit dem LVR-Freilichtmuseum (vgl. den Beitrag von Dagmar Hänel in diesem Heft).

SPRACHE

Ahlers, Timo/Oberholzer, Susanne/Riccardona, Michael/Stoeckle, Philipp (Hrsg.): *Deutsche Dialekte in Europa*. Perspektiven auf Variation, Wandel und Übergänge. (Kleine und regionale Sprachen, 3). Hildesheim 2017.

Auer, Peter (Hrsg.): *Sprachwissenschaft*. Grammatik – Interaktion – Kognition. Mit Beiträgen von Heike Behrens, Pia Bergmann, Alice Blumenthal-Dramé, Andrea

Ender, Susanne Günthner, Martin Hilpert, Bernd Kortmann, Peter Öhl, Stefan Pfänder, Claudia Maria Riehl, Guido Seiler, Anja Stukenbrock, Benedict Szmrecsanyi und Bernhard Wälchli. Mit Abbildungen und Grafiken. Stuttgart 2013.

Becker-Huberti, Manfred: *Kölner Vornamen*. Köln 2007.

Beyer, Rahel: *Der pfälzische Sprachinseldialekt am Niederrhein*. Eine generationsbasierte Variablenanalyse. (Arbeiten und Materialien zur deutschen Sprache, 52). Mannheim 2017.

Bhatt, Christa/Herrwegen, Alice/Reher, Caroline: *Op Kölsch gesabt*. Eine Dokumentation der Dialekte in der Stadt Köln und ihrem Umland. Köln 2018.

Boonen, Ute K. (Hrsg.): *Zwischen Sprachen en culturen*. Wechselbeziehungen im niederländischen, deutschen und afrikaanesischen Sprachgebiet. Unter Mitarbeit von Bernhard Fisseni und Jörg Wesche. Mit redaktioneller Unterstützung von Gabriele Boorsma und Tina Konrad. (Studien zur Geschichte und Kultur Nordwesteuropas, 29). Münster/New York 2018.

Christen, Helen/Gilles, Peter/Purschke, Christoph (Hrsg.): *Räume, Grenzen, Übergänge*. Akten des 5. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte, 171). Stuttgart 2017.

Cornelissen, Georg: *Kölsch. Porträt einer Sprache*. Köln 2019.

Dahm, Manfred/Westermeier, Ingeborg/Bell, Jutta/Reinhardt, Rudolf/Gross, Natalie: *Weiwene Verzellschje*. Band II. Leipzig 2017. (mit Audio CD)

Eggers, Eckhard/Schmidt, Jürgen Erich/Stellmacher, Dieter (Hrsg.): *Moderne Dialekte – Neue Dialektologie*. Akten des 1. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) am Forschungsinstitut für deutsche Sprache „Deutscher Sprachatlas“ der Philipps-Universität Marburg vom 5. – 8. März 2003. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte, 130). München 2005.

Fellsches, Josef/Kiefer-Pawlak, Cäcilia: *Gelsenkirchener Wortschätzchen*. Mit Zeichnungen von Johannes Habig. Unveränderter Nachdruck der 4. Auflage. o. O. 2009.

Fellsches, Josef/Küster, Rainer: *Bochumer Wortschätzchen*. Mit Zeichnungen von Johannes Habig. 8. Auflage. o. O. 2018.

Graf, Peter: *Was nicht mehr im Duden steht*. Eine Sprach- und Kulturgeschichte. Berlin 2018.

Heimatverein Nieukerk, Geschichtsarbeitskreis: *Straßen erzählen ihre Geschichte(n)*. Straßennamen auf der Baersdonk, in Eyll, Nieukerk, Poelyck und Winternam. Kerken 2018.

Herrwegen, Alice: *Wie säht mer noch ens?* Kölsche Usdröck – gesok un gefunge. Köln 2018.

Heuser, Rita/Schmuck, Mirjam (Hrsg.): *Sonstige Namenarten*. Stiefkinder der Onomastik. Berlin/Boston 2018.

Kees, Theo/Colson, Mady: *De Groeëte Mëzeiker Diksjënae. Deil II*. Het Maaseikers, een studie. Het Maaseiker vertaalwoordenboek: an-Maaseikers. Het Maaseiker thematisch woordenboek. Het Maaseiker scheldwoordenboekje. Maaseik 2018.

Kohlheim, Rosa und Volker: *Lexikon der Vornamen*. 7. vollständig überarbeitet Auflage. Berlin 2016.

Kohnen, Hans: *Klüere*. Niederrheinische Geschichten in Hochdeutsch und in Hinsbecker Mundart. Mit vielen Zeichnungen von Heinz Stenmans. Köthen 2018.

Kopf, Kristin: *Das kleine Etymologicum*. Eine Entdeckungsreise durch die deutsche Sprache. 2. Auflage. Stuttgart 2014.

Purschke, Christoph/Ganswindt, Brigitte (Hrsg.): *Variation und Wandel im Blickpunkt*: Beiträge aus dem Forum Sprachvariation. Hildesheim 2018. (Hrsg. vom Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas).

Roofhs, Friedel Helga: *Hülshoff, Hülsmann, Hülsbusch*. Familiennamen mit HÜLS. (Familiennamen in Westfalen, 1). Münster 2018.

Spohr, Heinrich: *Wörterbuch der Düsseldorf-Mundart*. Deutsch – Düsseldorf Rheinisch. Hrsg. von der Alde Düsseldorf Bürgergesellschaft 1920 e.V. 2., korrigierte und ergänzte Auflage. Düsseldorf 2018.

Udolph, Jürgen: *The Connecting Link*. Familiennamen als Bindeglied zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. Hrsg. von Andrea Brendler, Silvio Brendler. Hamburg 2018.

Utzerother Platt – Otzenrather Wörterbuch. Verfasst vom Geschichtskreis der Dorfgemeinschaft Otzenrath-Spenrath e.V. Hrsg. vom Verein zur Pflege und Förderung der Mundart im Rhein-Kreis Neuss e.V. Dormagen 2018.

van Doornick, Alois: *Van de Aärd ... bess in dän Hemmel*. Kalkar 2018.

Westfälisches Wörterbuch. Herausgegeben von der Kommission für Mundart- und Namensforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe. Band IV, M-Sk. Bearbeitet von Robert Damme. Kiel/Hamburg 2018.

Ziegler, Evelyn/Eickmans, Heinz/Schmitz, Ulrich/Uslucan, Hacı-Halil/Kurtenbach, Sebastian/Mühlhan-Meyer, Tirza/Wachendorff, Irm: *Metropolenzeichen*. Atlas zur visuellen Mehrsprachigkeit der Metropole Ruhr. Duisburg 2018.

Wilden, Willi: *Ne Kraremann kallt Platt!* Simmerather Platt Wörterbuch. Sömmer Platt – Hochdeutsch. Hrsg. von Kamerad-

schaftlicher Verein 1901 Simmerath e.V. Arbeitskreis „Alt Simmerath“. Zusammen gestellt und erläutert von W. W. o. O, o. J.

Wolters, Ocatvie (Red.): *Wie water en vuur*. [platbook, 19]. Maastricht 2018.

VOLKSKUNDE

Abeck, Susanne/Schmidt, Uta C. (Hrsg.): *Stulle mit Margarine und Zucker*. Heimat Ruhrgebiet. Essen 2015.

Abeck, Susanne/Schmidt, Uta C. (Hrsg.): *Hau rein!* Erinnerungen an Arbeit, Alltag und Leben im Ruhrgebiet. Essen 2018.

Bauer, Katrin/Graf, Andrea (Hrsg.): *Raumbilder – Raumklänge*. Zur Aushandlung von Räumen in audiovisuellen Medien. Münster 2019.

Becker, Johanne/Bühler, Benjamin/Pravica, Sandra/Willer, Stefan (Hrsg.): *Zukunftssicherung*. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Bielefeld 2019.

Becker, Tobias/Dresen, Isabel Gana (Hrsg.): *SIGHTSEEING | SIGHTFLE-EING* Experimente ethnografischer Tourismusforschung. Freiburger Studien zur Kulturanthropologie. Münster 2019.

Berger, Stefan/Borsdorf, Ulrich/Claßen, Ludger/Grütter, Heinrich Theodor/Nellen, Dieter (Hrsg.): *Zeit-Räume Rubr:* Erinnerungsorte des Ruhrgebiets. Essen 2019.

Bürkert, Karin/Möller, Matthias: *Arbeit ist Arbeit ist Arbeit ist ...* gesammelt, bewahrt und neu betrachtet. (Tübinger Vereinigung für Volkskunde, Sonderband). Tübingen 2019.

Cantauw, Christiane/Kamp, Michael/Timm, Elisabeth (Hrsg.): *Figurationen des Laien zwischen Forschung, Leidenschaft und politischer Mobilisierung*. Museen, Archive und Erinnerungskultur in Fallstudien und Berichten (Beiträge zur Volkskultur, 127). Münster 2017.

Felbick, Lutz (Hrsg.): *Tonarten einer Stadt:* eine Zeitreise durch die Aachener Musikgeschichte. Aachen 2018.

Grütter, Heinrich Theodor (Hrsg.): *Was von der Zeche bleibt:* Bilder nach der Kohle. Fotografien von Bernd Langmack. Essen 2018.

Heimerdinger, Timo/Näser-Lather, Marion (Hrsg.): *Wie kann man nur dazu forschen?* – Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 29). Wien 2019.

Hümer, Margrit: *Im Pott bei Tisch:* Un-sere Traditionen & Rituale. Kulinarische Geschichten aus dem Ruhrgebiet. Essen 2018.

Maase, Kaspar: *Populärkulturforschung*. Eine Einführung. Bielefeld 2019.

Müske, Johannes/Föllmer, Golo/Hengartner, Thomas (verst.)/Leimgruber, Walter (Hrsg.): *Radio und Identitätspolitik*. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Bielefeld 2019.

Maul, Bärbel/Röhlke, Cornelia (Hrsg.): *Museum und Inklusion*. Kreative Wege zur kulturellen Teilhabe Museums- und Förderpädagogik im Dialog: auf dem Weg zu inklusiver Museumspädagogik und kultureller Teilhabe für Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung. Bielefeld 2018.

Marszalek, Magdalena/Nell, Werner/Weiland, Marc (Hrsg.): *Über Land*. Aktuelle literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Dorf und Ländlichkeit. Bielefeld 2017.

Schürmann, Maren/Howahl, Georg (Hrsg.): *Unser Familienalbum:* damals – als wir jung waren. Essen 2018.

Volmer, Lutz (Hrsg.): *Musealisierte Häuser*. Bausubstanz, Ideologien, Gründungspersönlichkeiten. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 129). Münster 2018.

Winkler, Justin: *„Gehen in der Stadt“*. Ein Lesebuch zur Poetik und Rhetorik des städtischen Gehens. (Cultural Anthropology meets Architecture, 2). Weimar 2017.

Umschlag vorn:

Thomas Neuhaus, Billerbeck (Gestaltung),
Hartmut Karabinski, Bremen (Abbildung)

LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte (LVR-ILR)

S. 2 rechts, 3, 4, 30, 127 unten, hintere Umschlagseite (Peter Weber)

S. 2 links (Thomas Ley)

S. 32, 37 (Sammlung Stein)

S. 33, 36, 38, 39 links, 42 (Archiv des Alltags)

S. 46, 47, 52, 53 (Dagmar Hänel)

S. 76 rechts oben, 79 (Andrea Graf)

S. 98 (Manfred Müller)

S. 126 unten (Alois Döring)

S. 126 oben (N.N.)

Gert Behr

S. 8, 10, 13, 15

Thomas Voekler, unter CC BY-SA 3.0-Lizenz zur freien Dokumentation veröffentlicht, Wikimedia Commons, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Rathausturm_Jabbeck_4405.jpg

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Rathausturm_Jabbeck_4405.jpg

S. 18

pixabay

S. 20, 22

www.karnevalswierts.de

S. 35

Library of Congress Prints and Photographs Division Washington, D.C. 20540 USA,

<http://loc.gov/pictures/resource/var.1831/>

Gemeinfei: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Minstrel_PosterBillyVanWare_edit.

[jpg?uselang=](#)

S. 39 rechts

Jürgen Bredow, Helmut Lerch: Materialien zum Werk des Architekten Otto Bartning. Darmstadt 1983, S. 56.

S. 50

privat, Nutzungsrechte LVR-Freilichtmuseum Kommern

S. 51, 119

LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland

S. 57 (Silvia Margrit Wolf)

Franz Haniel & Cie. GmbH, Franz-Haniel-Platz 1, 47119 Duisburg

S. 59

H.-Henning Herzberg, Lebensbilder. Zwei Bergmänner erzählen, in: Heimatkalender des Kreises Heinsberg, 1981, S. 108.

S. 62

Privatbesitz, Susanne Sommer

S. 67, 68, 69

Stadtarchiv Duisburg

S. 70 (Dieter Brunner)

Detlev Perscheid/LVR

S. 75, 76 links oben, 76 unten, 77

De leukste Limburgse woorden en gezegdes. o.O. 2016.

S. 90

Greven Verlag Köln

S. 127 oben

Fotogalerie

S. 2 links

Ut miner Jugendtied: Schnappschuss von einer Feier im damaligen Amt für rheinische Landeskunde (wohl im Februar 1985); rechts Fritz Langensiepen, der damalige Leiter.

S. 2 rechts

Ein Sprachforscher in seinem Element: Ohne Technik geht es in der Sprachabteilung nicht (1990-er Jahre)!

S. 3 links

Während einer Buchvorstellung: Die beiden langjährigen Referenten in der ARL-ILR-Sprachabteilung, Peter Honnen und Georg Cornelissen (2005).

S. 3 rechts

Am Niederrhein: Foto von einer grenzübergreifenden ARL-Veranstaltung 2006 in Kleve; links Lex Schaars vom damaligen Staring-Instituut in Doetinchem/NL, rechts Helene Schullenberg (Sekretariat ARL-Sprachabteilung).

S. 4

Beie Arbeit.

S. 126 oben

Inne Halle: Das einzige Kickerteam unseres Hauses, das jemals angetreten ist (1986): Kurt Wesoly, Harald Müller, Ingo Konrads, Christian Schwarzkopf, Georg Cornelissen, Peter Honnen (von links nach rechts); liegend: N. N. Ach ja, die Farbe der Trikots war blau (in allen Schattierungen).

S. 126 unten

Auf Tagung: Im Jahr 2012 organisierten Peter Honnen und Monika Grübel in Köln eine interdisziplinäre Tagung zum Thema „Jiddisch im Rheinland“, von der das Foto mit den Referentinnen und Referenten stammt: Eckhard Bolenz (damals Leiter des ILR), Klaus Siewert, Peter Honnen, Roland Gruschka, Evita Wiecki, Monika Grübel, Erika Timm, Alexander Schmalz, Elisabeth Hollender, Heinz H. Menge.

S. 127 oben

In siebter Auflage: Im Jahr 2012 wurde die siebte Auflage von „Kappes, Knies & Klüngel“ herausgebracht; hier Samy Orfgen zusammen mit Peter Honnen bei der Buchpräsentation in Köln.

S. 127 unten

Für die is noch nich Schicht: Das derzeitige Sprachteam zusammen mit der ILR-Leitung: Charlotte Rein, Georg Cornelissen, Sarah Puckert, Sandra Giesel, Dagmar Hänel (Leiterin des ILR), Vera Mey (ehemals Sprachabteilung).

Hintere Umschlagseite

Vor Ort: 1986 auf der Zeche Zollverein. In der Mitte Peter Honnen mit Berthold Heizmann (ARL-Volkskundler, rechts) und Manfred Müller (Tontechniker im ARL, links).



Inne Halle: Unser Fußballteam 1986.



In siebter Auflage: Buchpräsentation mit Samy Orfgen (2012).



Auf Tagung: Die an der interdisziplinären Tagung „Jiddisch im Rheinland“ Beteiligten (2012).



Für die is noch nich Schicht (2019).

ALLTAG IM RHEINLAND

Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde
des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte

Herausgeber

LVR-Institut für Landeskunde
und Regionalgeschichte
Endenicher Straße 133
53115 Bonn
Tel 0228 9834-0
Fax 0228 9834-119
rheinische-landeskunde@lvr.de
www.rheinische-landeskunde.lvr.de

Redaktion

Dr. Katrin Bauer
0228 9834-276
katrin.bauer@lvr.de

Dr. Georg Cornelissen
0228 9834-231
georg.cornelissen@lvr.de

Gabriele Dafft
0228 9834-207
gabriele.dafft@lvr.de

Dr. Dagmar Hänel
0228 9834-221
dagmar.haenel@lvr.de

Redaktionelle Mitarbeit

Vera Mey
Sarah Puckert
Dr. Charlotte Rein
Martina Schaper
Alwine Thyssen
Peter Weber
Esther Weiss

Layout

Satz+Druck Böll
Unkel/Rhein

Druck

LVR-Druckerei, Inklusionsabteilung
Tel 0221 809-2418

online (pdf-Datei)

http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/de/volkskunde/produkte/publikationen_1/alltag_im_rheinland/detailseite_55/html



Inhalt

Aal – Beck
Hippeland – jeck
Kapelle – Kumpel
Mai-Out – Mannomann
Pott – Schuhsriemen
vezälle – zocken

Tipps und Termine

Lesen – Klicken –
Hingehen

Neue Literatur

LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte

Endenicher Straße 133, 53115 Bonn

Tel 0228 9834-0, Fax 0228 9834-119

rheinische-landeskunde@lvr.de, www.rheinische-landeskunde.lvr.de